Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang V. Januar, 1852. Nro. 1.

Vorwort.

Das Jahr 1851.

Was doch die Jahre eilen! Wiederum hat der „Kirchenfreund" seine zwölf Jahresboten ausgesandt in die Welt, und es folgt der erste einer neuen Succession. Möge er, wohin er auch kommt, als ein Kind des Friedens aufgenommen werden und mit dem Gruße der Liebe willkommen sein! Wenn dieß ihm zu Theil wird, so sieht er mit Freuden, daß seine Brüder, die vor ihm die Runde machten, nicht ganz vergessen sind, und mit freierem Muthe und neuer Lust mögen diejenigen wandern, die nach ihm den Botengang zu machen bestimmt sind.

Wir haben ein Friedensjahr zurückgelegt. Man darf Gott dafür wohl ein Danklied anstimmen. Um so mehr, da Kriegsjahre hinter uns und vielleicht vor uns liegen. Wir freilich in der Neuen Welt — was sollten wir Krieg anfangen? Wir haben alle Hoffnung, im Friedensweg wohlfeil zu erlangen, was durch den Krieg gar theuer erkauft werden müßte. Daß wir kampflustige Leute unter uns haben, das hat die leidige Geschichte mit Cuba bewiesen. Der Soldatenstand erscheint dem Amerikaner zu sehr von der Seite der Ehre, des Spiels, dem eine höhere Seite sein Recht gibt, und der persönlichen Freiheit, die auch da, wo kein Feind zu fürchten ist, das Recht der Waffenführung ausübt. Aber er ist glücklich, daß er den schrecklichen Druck eines bewaffneten Friedens nach europäischer Art nicht kennt. Er kennt überhaupt die Schrecken des Kriegsgottes nicht, und eben daher mag sich bei manchen Leuten, die da und dort Invasionen machen und das Reich der Freiheit unberufen mehren wollen, ein seltsamer Drang nach kriegerischen Thaten finden, den die Erfahrung des verflossenen Jahres kühlen sollte.

Aber auch über der Europäischen Völkerarche schwebte die Taube mit dem Oelzweige. Das Jahr war par excellence ein conservatives. Die Wogen der Revolution waren abgelaufen — sie ist versumpft. Die letzten Den-

ner der gewaltigen Stürme verflossener Jahre sind vollends in weiter Ferne verhallt. Die schwerfällige Maschine der Europäischen Staaten ist wieder im Gang und man ist eifrig bemüht, Störungen, wie sie das Jahr 48 herbeiführte, für alle Zukunft vorzubeugen. Freilich, das Resultat steht fest — einerseits, daß Revolution war; andererseits, daß das auch beinahe Alles ist, was von ihr sich sagen läßt. Welch' eine Aufregung, welch' ein Aufwand von Kräften, welch' ein Freiheitsjubel — was ist aus all' dem Lärm geworden? Gewiß das Bestehende in Europa war herzlich schlecht und Alles schien auf den Tag gewartet zu haben, an dem die Geschichte in eine neue Epoche, in die der Freiheit übertreten wolle. Der Tag kam; Die Feuerzeichen loderten, die Kanonen donnerten, die Völkerwegen brandeten auf und zuletzt — war Alles nur ein kostspieliges Feuerwerk gewesen, das den Himmel für eine Weile röthete, bis das Pulver verschossen war und die Nacht schwärzer wiederkehrte als zuvor.

Man hat jetzt gut sagen, daß Europa keiner Revolution bedurft habe; daß nur der Mangel an ernsten Maaßregeln einem Haufen Böswilliger für kurze Zeit gewonnenes Spiel gelassen habe. Als der Sturm losbrach, da schien man ganz allgemein darüber einverstanden, daß gar Vieles anders werden müsse; der Staat schien corrupt; die finanzielle Lage bedenklich; das Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern widernatürlich; die staatliche Organisirung monströs; die Büreaukratie unerträglich. Und zudem hatte jeder Staat seine besonderen Beschwerden; vor Allem Deutschland schien das erste Mal seiner Zerrissenheit und Nacktheit gewahr zu werden; der Bundestag kam zum Bewußtsein seines Nichts und ging an diesen Ort seiner Bestimmung; die ganze Nation von Triest bis Danzig erschrack, daß sie so lange ohne Kopf und Haupt existirt habe; jeder Einzelne stieg plötzlich in seiner eigenen Meinung und fühlte die enorme Wichtigkeit jedes Worts, das er, ein Reichsbürger, sprach; Metternich floh, und in Frankfurt machten Professoren und Schreiber Geschichte und „spielten Befehlerles," wie die Kinder. Aber eben mit Letztem wollte es nicht recht gehen; trotz dem Reichshaupt schien Deutschland den Kopf ganz verloren zu haben; von einer Einheit war man ferner als je, und die neuen Uebel wurden größer, als die vorhandenen. Kurz Metternich ist wieder in Wien, und der Bundestag wieder in Frankfurt, und die ganze Nation kann sagen: wir haben seltsam geträumt.

Wenn ruhig nachdenkende und geschichtskundige Leute von 1848 noch Hoffnungen einer politischen Wiedergeburt hegten, so mögen diese Hoffnungen seither bedeutend gesunken sein. Ja, die Frage liegt ganz nahe, ob Europa nicht den höchsten Gipfelpunkt erreicht habe und Zeichen von Rückschritten sich kund geben. Noch etliche solche Stürme, und die Frage mag von der Geschichte selbst schon hinreichend beantwortet sein. Gewiß ist der Zustand, der durch die Revolution sich offenbarte, bedenklich. Man hat in die Tiefen des empörten Vulkans helle Blicke werfen können. Gesetztenfalls die Revolutionäre hätten den Sieg davon getragen — was wäre das Schicksal Europas? Die Revolu-

tion hat Vieles an's Licht gebracht, was schon lange in den Schichten der Gesellschaft wühlte und krebsartig um sich griff. Kaum können wir bezweifeln, daß die Partei der rothen Republik, wenn sie an's Ruder kommt, den socialen Zustand von Grund aus umgestalten wird. Die Menschen, welche sich um dieß Panier der Freiheit schaaren, sind mit dem bittersten Haß gegen das Bestehende erfüllt. Die rothe Republik ist der politische Puritanismus, der rundweg schroff mit der Geschichte bricht und dem Alles, was Klammer und Nagel am bisherigen Bau der Societät war, an sich selbst verwerflich erscheint. Da können wir uns nach den historischen Precedentien nur einen Entwurf ihrer negativen Tendenzen machen. Die bestehenden Staatsformen werden umgestürzt; Alles, was dem Bisherigen Schutz und Sicherheit verdankte, wird für gefährlich und verwerflich erklärt; die Freiheit baut ihre Tempel auf dem Schutt der Königspaläste; sie ist es werth, daß ihr Hekatomben zum Opfer werden; verjährte Rechte langer Zeiten sind nur ein Unrecht an der Gegenwart; die bestehenden Gesetze haben ihre Existenz der Knechtschaft zu danken, und aus der Befangenheit in ihrer Hochachtung befreit der Tag der Freiheit die harrenden Geschlechter. Das Institut der Kirche, ein Product der Finsterniß und eine Reliquie der Barbarei, macht keinen Anspruch mehr auf Existenz; die Menschheit ist befreit, wie der berüchtigte Strauß sagt, „vom letzten zu überwindenden Feinde, vom Jenseits.“ Kurz, die pantheistischen Ideen, die mit der Verklärung des Materialismus gegenwärtig bei Tausenden mehr oder minder klar Hand in Hand gehen, werden im tausendjährigen Reiche der rothen Republik verwirklicht. Das sind die, die vor Andern Revolution in Europa machen wollen. Und an solchen Leuten fehlt es auch in Deutschland nicht. Viele von diesen treibt die Restauration der Monarchie jetzt nach Amerika. Mögen sie hier mehr Gutes lernen, als sie Böses ausstreuen und mögen sie, wenn sie nicht lernen wollen, was allein die Freiheit erhalten kann, so bald wie möglich uns wieder verlassen, weil sie, zur Ehre Amerikas, hier nicht gefunden haben, was sie hier suchten, und wir nicht suchen, was sie uns anbieten können.

Es ist der Mühe werth, einen Augenblick bei dem Gedanken zu verweilen, daß die Leiter der republikanischen Partei in Europa großentheils gottlose Menschen im eigentlichen Sinne des Wortes sind. Gerade auch die Deutschen Republikaner zeichnen sich aus durch eine erschreckende Bitterkeit gegen Alles, was mit Christus und Christenthum zusammenhängt. Die Kirche ist mit ihrem ganzen Organismus der Gegenstand ihres Spottes, ihres offenkundigsten Hasses; ihr schreiben sie mehr als irgend einem anderen Rad im gesellschaftlichen Organismus es zu, daß die Sache der Freiheit noch nicht größere Fortschritte in der alten Welt gemacht habe. Die Erfahrungen der Franzosen in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sind für sie ganz verloren. Es ist die Vernunft oder die Freiheit oder die kecke That des Willens, der sie Altäre errichten. — Wer will sich wundern, daß eine Revolution scheitert, wenn solche Grundsätze auf ihren Fahne

stehen sollen? Eine Nation, wie elend sie auch daran wäre, müßte ja wirklich wahnsinnig sein, wenn sie den Trägern solcher Principien ihr irdisches, geschweige die Sorge für ihr ewiges Wohl anvertrauen wollte. So sah denn auch die gar große Zahl derer, welche eine Umgestaltung der Dinge in Deutschland selbst wollte, aber damit nicht eine radicale Zerstörung alles Bestehenden, bald nur zwei Dinge vor sich: Anschluß an die bestehende Monarchie, oder die Gräuel der Verwüstung der rothen Republik. Da war denn auch die Wahl leicht, und jetzt haben die Fürsten um so mehr gewonnenes Spiel. Die Monarchie spaltet die Nation; sie bewaffnet die Kraft des Volkes gegen das Volk selbst. Das sind die stehenden Heere. Sie sind längst als der Fluch Europas erkannt worden, aber mit der Monarchie sind sie auch wieder zu Ehren gekommen; ihre Nothwendigkeit scheint auf's Neue durch die Geschichte bestätigt zu sein und sie sind ein Uebel, das nicht zu entbehren ist als Damm gegen größeres Uebel. Nie schien es mehr Berechtigung zu haben als in der Gegenwart, das Alte mit allen seinen Anhängseln zu erhalten; auch der Zustand Deutschlands ist gleich dem eines alten Baues; seit Jahrhunderten hält Alles daran zusammen; man hat das Dach erhalten und der Regen und Sturm konnte nicht eindringen. Aber in den dicken Balken nagt der Wurm schon lange; noch hält Alles zusammen, so lange ihr die tragenden Pfeiler erhaltet. Reißet Einen von ihnen heraus, und der schwerfällige Bau fällt zusammen!

Wir sind nicht zufällig beim Anfang des Jahres 1852 auf diese Gedanken gekommen. Denn die Propheten und Wahrsager der Zeit haben sich schon viel zu schaffen gemacht. Es ist ein verhängnißvolles Jahr, sagen sie. Es muß mit des Frühlings Wehen gewaltige Stürme bringen, meinen Viele. Mag sein, daß Viele, weil sie so wünschen, auch so weissagen. Und wundern können wir uns allerdings nicht, wenn früher oder später die Empörung wieder losbricht. Denn die Mittel, mit denen man einem neuen Ausbruche der vulkanischen Kräfte zuvorkommen will, sind im politischen Gebiete am Ende so unzulänglich, wie im physischen. Die Schrecken, mit denen die Gerichtshöfe und Gefängnisse und Kriegsgerichte jetzt Rache an den Männern der Revolution nehmen, wo sie sie fassen können, mögen freilich bei Vielen für längere Zeit die Lust am Aendernwollen vertilgt haben. Aber eben diese Maaßregeln lassen eine Bitterkeit zurück, die sich so bald nicht verlieren wird. Von Zufriedenheit ist doch keine Rede, als in ministeriellen Schmeichelblättern. Friede ist doch eigentlich keiner da, aber eine erzwungene Ruhe. Ganz Europa ist ein gigantisches Waffenlager; die Ordnung wird mit Nichts erhalten, als mit Pulver und Blei und Ketten und Zwang, und der Verdacht, dieses gräßliche Ungeheuer in den Kreisen der Menschen, geht gespenstisch Jedem nach. Da entsteht dann ein System der Loyalität und Dienstbeflissenheit bei der Armee der Beamten, welches jedes höheren sittlichen Gehaltes entbehrt. Der letzte Rest von Vertrauen und Liebe zwischen Fürsten und Völkern ist gewichen; ein Gefühl gegenseitiger Furcht herrscht; Alles kränkelt an jener großen Sünde unserer

Zeit, an der Gesinnungslosigkeit; man thut, was man thut, im Dienst des Staates; das Herz, die persönliche Ueberzeugung von Recht oder Unrecht hat Nichts damit zu schaffen. Ist das eine Guarantie für einen langen Friedenszustand? Es liegt darin die große Unsittlichkeit, den sittlichen Zweck des Staates mit innerer Theilnahmlosigkeit zu vollziehen, ja, vielleicht mit innerlichem Widerspruche. Und gerade auch in den höchsten Regionen der Gesellschaft scheint durchaus bloß die Gewalt und Gelegenheit der Umstände das leitende Princip zu sein. Wie gewaltsam und mit einem höheren sittlichen Gefühl, wir wollen nicht sagen, mit dem klarsten Rechte durchaus unverträglich ist der Akt des Oestreichischen Kaisers, durch welchen er die Reichsminister jeder Verantwortlichkeit gegen das Reich wieder völlig entband? Unmöglich kann ein solches Verfahren Vertrauen erwecken. Es macht den Zwiespalt zwischen Regierung und Völkern größer; es reizt die Widerspenstigkeit. Und es ist zu fürchten, daß manche Europäische Regierungen für die enormen Fehler, die sie begehen in dieser Hinsicht, in der Zukunft auch nicht die geringste Entschuldigung werden finden können.

So viel nun auch das Bestreben der radicalen Partei scheinbar zu solchen Mitteln leiten und sie rechtfertigen mag, so ist um so mehr zu befürchten, daß jeder nächste Ausbruch der Unzufriedenheit um so wilder und destructiver auftreten und wirken wird, je mehr die äußersten Maaßregeln von der zu bekämpfenden Gewalt selbst hervorgerufen zu sein scheinen. Und daß überall Hebel des Umsturzes in Bewegung sind, daß die Völker selbst auf eine neue Gewaltthat warten, daß es an Theilnehmern nicht fehlen wird, ist nicht zu bezweifeln. Der junge Habsburger ist kalt genug in Italien empfangen worden; der Papst war bedenklich krank, und vielleicht an der Staatskrankheit noch mehr als am Papstthum, ein unglücklicher Herr, dem man bei manchen Tugenden ein glücklicheres Zeitalter wünschen möchte; der Tyrann von Neapel wohnt ohnehin auf vulkanischem Boden, und in Frankreich, wo eine große und ehrliebende Nation einer ausgebildeten Militärmonarchie den Namen Republik beilegt, ist noch heute ein Brennpunkt aller weltstürmerischen, mit der Wirklichkeit zerfallenen Tendenzen. Vor Allem hat da das Antichristenthum in der Form abenteuerlicher Plane und Gesellschaften, die sich auf rein abstracte, leere, eitle Hirngespinnste von Wohlfahrt und Menschenglück gründen, noch immer seinen Hauptsitz. Der Geist der Communisten und Socialisten spuckt in zahllosen Köpfen noch heute, und die Republik der Gegenwart ist nicht die, welche sie wünschen. In neuesten Zeiten hat aber auch England sich hergeben müssen, den Verfolgten des Continentes eine Freistätte zu werden, und das Revolutionscommittee in London sendet vorerst seine Apostel aus, um einen Hauptfaktor der Weltgeschichte zu realisiren, nämlich Geld. So hat uns im verflossenen Jahre Kinkel, ein ehemaliger Privatdocent der Theologie, besucht, und auch der neue Continent wird in das Interesse der Freiheit hineingezogen, und leider gibt es Tausende unter uns, sogar viele Amerika-

ner vom ächtesten Vollblutstamme, auf welche das Wort Freiheit an sich selbst schon wie ein Zauber wirkt und die sich um die näheren Qualitäten, in denen sich diese Göttin der neueren Zeit oft sehr verschiedenartig verkörpert, oft so wenig bekümmern, als um die respectiven Eigenschaften der Herolde, welche der großen Göttin Lob verkündigen. Der Amerikaner vergißt, daß er selbst auf eigenem Grund und Boden wesentlich conservativ ist, und zwar zu Gunsten der Freiheit, und daß er, wenn er mit den Europäischen Freiheitsmännern unserer Tage sympathisirt, Leuten die Bruderhand reicht, welche viele unserer köstlichsten Institutionen, in denen wir Träger der Freiheit und Proben der maaßhaltenden Weisheit der Väter des Landes erkennen und ehren, so schnell umstürzen würden, als sie an's Ruder des Staatsschiffes bei uns kämen. Die Bedingungen, unter denen ich eine Gabe empfange, machen allein sie mir werth oder unwerth. Das eben wird unter uns so oft vergessen, wenn man Europa die Freiheit anwünscht und Alles, was sie zu befördern scheint, mit lautem Jubel begrüßt. Freilich können wir stets mit Dank erkennen, daß Amerika denen, die politischen Schiffbruch in Europa erlitten haben, eine ehrenvolle Freistätte bietet, und daß der Unterdrückte hier die Rechte findet, welche ihm dort die Gewalt raubt oder vorenthält. Darum mag auch die Friedensthat gerühmt werden, welche unter dem Schimmer des Türkischen Halbmonds und den leuchtenden Sternen des Amerikanischen Himmels dem Helden Ungarns, dessen Name bereits, sei es nun zu seiner Ehre, oder Schande, — wir wollen noch nicht entscheiden — der Weltgeschichte einverleibt worden ist, ein Asyl und nach sturmbewegten Jahren eine neue Heimath des Friedens bereitet hat.

Sind aber so viele Räder in Gang gebracht, um die Revolution wieder flott zu machen, so leiden die, welche sie wie einen gebändigten Löwen bewachen, selbst wieder an unübersteiglichen Schwierigkeiten. Die Heere des Continents sind nun sämmtlich beinahe auf vollem Kriegsfuße. Die hieraus entspringenden Kosten sind enorm, und die Zeche des Revolutionsspectakels selbst ist noch lange nicht bezahlt. Eine Verminderung der Armee macht den Wiederausbruch der Unruhen leichter und wahrscheinlicher; die Erhaltung der großen Truppenmassen zwingt zu neuen und bei stockendem Handel und Gewerbe doppelt schweren Steuern und nährt den Geist der Unzufriedenheit selbst bei denen, welche der Revolution zuvor abhold waren. Sollte wieder ein Hungerjahr kommen, so würde der Revolution bedeutend dadurch Vorschub geleistet. Schlimm genug ist es, daß vieles Große, was vor der Sturmzeit des Jahres 1848 unternommen wurde, um den Völkerverkehr zu erleichtern, neue Quellen der Thätigkeit und des Erwerbs zu öffnen, in's Stocken kommen mußte, und daß die Geldnoth der Staatskassen vieles Angefangene unvollendet lassen muß. Die Zustände sind zu unsicher; das Bestehende genießt kein Vertrauen. So sind die Deutschen Zollverhältnisse noch immer in Unbestimmtheit; die Interessen des Nordens und Südens lassen sich so leicht nicht ausgleichen. Die Oestreichische Monarchie kann von einer Verschmelzung mit Deutschland kaum ernstlich wissen

wollen, denn sie ist dem Slaventhum innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen in den letzten Jahren mehr verpflichtet worden, als dem Deutschthum. Die Noth der kaiserlichen Staatskasse ist aber durch das in den letzten Monaten versuchte Anlehen erst recht an's Licht gekommen, und das enorme Deficit der letzten Jahresrechnung weckt keine günstigen Aussichten für die Zukunft. Dennoch ist nicht zu vergessen, daß Oestreich eine großartige Thätigkeit entwickelt, so Vieles, was den materiellen Wohlstand der Völker fördern kann, was die Stürme der letzten Jahre in schöner Blüthe fanden und zerstörten, wieder neu zu gründen. An den angefangenen Eisenbahnlinien wird fortgearbeitet; die Völker rücken sich näher und tauschen geistigen und leiblichen Besitz leichter und schneller mit einander aus. Die Provinzen an der unteren Donau sind dem Centrum und dem Westen von Europa durch Dampfschifffahrt näher gebracht; das schwarze Meer, Odessa, Kaukasus und Bosporus sind kein „äußerstes Thule" mehr; selbst die Seitenströme der Donau tragen großentheils Dampfboote, und war auch Manches, was der Friede baute, durch den Krieg gehemmt und zerstört, so ist Vieles wieder durch den Segen der Ruhe zu Leben gekommen und verspricht Bedeutendes für die Zukunft. Und dasselbe ließe sich von anderen Ländern melden. Das Netz der Eisenbahnen und Telegraphen-Linien ist auch im verflossenen Jahre vergrößert worden in Deutschland, Italien und Frankreich; selbst Moskau und Petersburg sind durch Schienen verbunden und ähnliche Projecte scheinen selbst in Spanien in Ausführung kommen zu sollen.

Unter diesen Werken des Friedens dürfen wir die nur durch den Weltfrieden möglich gewordene gigantische Industrie-Ausstellung in London nicht übersehen. Neben den ernsteren epischen Charakter der Geschichte der letzten Jahre tritt sie als eine höchst anziehende, lyrische Episode. Wir glauben nicht, daß sie größere Folgen haben kann; aber sie ist doch ein bedeutendes welthistorisches Factum, ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Nie hat der bildende Geist der Menschheit, der die Elemente, den todten Stoff ergreift, ihn bezwingt und ihn mit wunderbarer Geschicklichkeit höheren Zwecken des menschlich socialen Lebens unterordnet und anpaßt, einen glänzenderen Triumph davongetragen. Was die Erde Herrliches bietet, was des Menschen Kunst Glänzendes schafft, war hier vereinigt. Der krystallene Palast an der Themse ist ein Pantheon aller Geister der civilisirten Völker des Erdenrundes geworden. Sie haben ihr Edelstes auf den Altar des Genius der Civilisation und Humanität gelegt. Die Künste selbst, ja, alle Elemente der modernen Bildung sind in einen edlen Wettstreit getreten, und es ist Thorheit davon zu reden, daß Eins das Andere besiegen wollte. Die Persönlichkeit kommt dabei nicht in's Spiel, höchstens die Volksindividualität. Alles, was im Geist der Menschheit schlummert, kann da freilich nicht zur Schau gebracht werden. Aber was ihn gerade in unseren Tagen mehr als alles Andere bewegt, das ist hier in glänzendster Entfaltung zu sehen. Der Verstand, die Richtung des Geistes auf den Zusammenhang gegebener irdischer Objecte, auf ihren Connex in empirischen Ursachen und Wirkungen, die

Combinationsgabe, die entgegengesetzten Elemente zu bestimmten ästhetischen Zwecken oder für die verschiedenartigsten Bedürfnisse des socialen Lebens zu verbinden, der reflectirende Verstand, er ist der Gott unserer Zeit. Seine Genialität, seine schöpferische Kraft hat da ihr Höchstes geleistet. Vergessen wir nicht, daß er an sich es stets mit dem Irdischen zu thun hat; er bethätigt sich ganz an dem gegebenen materiellen Stoff, und über das Zeitliche und Irdische kommt er nicht hinaus. Er ist der Geist, in die Schranke der Endlichkeit eingezwungen. Er mag seinen Kerker verherrlichen und schmücken, er mag ihn wie ein ätherisches Gebäude in krystallenem Schimmer hinstellen, über die enge Schranke wird er nicht hinauskommen. Die Vögel, die in den herrlichen Glastempel in London drangen und gefangen herumflatternd an den lichten Mauern sich die Köpfe zerstießen, sind prophetische, weissagende, bedeutsame Vögel geworden. Ueber das Irdische schwingt auch die herrlichste Begabung, das Irdische zu verklären, sich doch nicht empor. Und doch ist das eben das Stirnzeichen unserer Zeit, im Irdischen sich zu Hause, das Irdische ganz zum Wohnplatz des Geistes, des Ueberirdischen, zu machen. Es ist kein Zug auf das Ideale, Ewige an unserem Jahrhundert; das Ringen danach geht bei der Seelennoth in die Schule. Aber der Verstand ist ein Kind des irdischen Bedürfnisses und irdische Noth zieht ihn groß und er ist ein Bruder des Instinctes, der als Verstand in niedrigeren Regionen des organischen Lebens waltet. Wohl mögen wir reden von Bezwingung des Dampfes und des magnetischen Stromes, vom Schauen in die Tiefen des Himmels und vom Dringen in die verborgenen Oerter der Erde, wohl hat die Intelligenz in der Verwandlung des Eisenklotzes in zahllose Uhrfedern einen Sieg über die rohe Masse davongetragen und in jedem Jaquard'schen Webstuhl sind zahllose Gedanken des Scharfsinns verkörpert; aber es knüpft sich an all' diese herrlichen Dinge der schmähliche Gedanke, daß man ihnen ein Aequivalent in Geld unmittelbar an die Seite stellt. Sie alle, diese herrlichen Inventionen, sie stehen im Dienste des Mammons, und es muß uns noch tröstlich werden, doch zugleich uns zu vergegenwärtigen, daß sie selbst höheren Zwecken in der Entwicklung der Menschengeschichte wenigstens mittelbar dienen müssen.

Und vergessen wir auch die andere, dunklere Seite an all' diesen Herrlichkeiten nicht. Sie sind großentheils ein Product des Pauperismus. Die massenhafte Anhäufung der Kunstproducte ruht auf dem Verarmen großer Menschenmassen. Die Maschine ist das Ungeheuer, welches den Menschen selbst zur Maschine macht. Neben ihr stehend denkt er nicht und die Gedanken sind fertig in der Maschine, zu der er selbst sich nur als Supplement verhält. Wie ein fertiges dogmatisches System, das der Gläubige selbst nicht begreift, hat sie den Arbeiter von der Last des Denkens befreit und an ihren Gang und dessen regelrechten Verlauf ist sein ganzes individuelles sich Bethätigen gebunden. Wohl ist Arbeitsamkeit ein Bedürfniß der Seele und die Basis der bürgerlichen Ordnung und des Wohlstandes. Aber man übersehe das Unrecht

nicht, das unser Jahrhundert mehr als andere an Hunderttausenden begeht. Im stetigen Verlauf einer rein mechanischen Activität kann die Seele sich nicht anders als selbst unnatürlich entwickeln; sie muß verkümmern. Es wird dem Geist ein ewiges Einerlei vorgelegt; er assimilirt sich nichts Neues; seine Spontaneität wird nicht gereizt. Der Uebergang zwischen dem Menschen selbst und der Maschine scheint zu verfließen. Wir können uns nie eines unbehaglichen Gefühls erwehren, wenn wir hören, es sei wieder eine Maschine erfunden, welche leistet, was 50 oder 25 oder 10 Arbeiter nicht leisten können. Was sind diese Leute denn selbst zuvor anders gewesen, als Maschinen oder doch maschinenartige Wesen? Das aber ist nicht die Position, die der Mensch einnehmen soll. Denken wir uns einen Menschen, der etwa das ganze Jahr, die Sonntage ausgenommen, Tag auf Tag vom Morgen bis zum Abend vor einer Spinnmaschine sitzt und unaufhörlich etwa 500 Fäden endlos aus 500 kleinen eisernen Löchern herausfließen sieht und nichts zu thun hat, als da und dort einen abreißenden Faden wieder zusammenzuzwirnen! Und wie oft wird der jugendliche Geist der Kinder schon in diese Presse gezwungen! Das sind die Zuthaten unserer Civilisation. Wundern wir uns nicht, wenn bei allen Unruhen der alten Welt in den letzten 30 Jahren die Fabrikarbeiter stets eine bedeutende Rolle gespielt haben; wenn Unzufriedenheit und Mißgunst gegen die Capitalbesitzenden entsteht; wenn der Mensch, der so ganz zum Mittel herabgewürdigt wird, Geld zu gewinnen, Reiche noch reicher zu machen, mit einer Bitterkeit erfüllt wird und, entfremdet dem höheren Einfluß eines geistigeren Lebens, mit dem Bestehenden zerfällt und überhaupt die höhere Aufgabe eines menschlichen Daseins vergißt.

Nein, wir wollen die Civilisation dieses unseres so viel gepriesenen Maschinenzeitalters nicht unbedingt an die Sterne erheben. Und wenn einmal ein Zeitalter kommen sollte, welches dem Maschinenwesen in seiner dermaligen Predominanz den Krieg rundweg erklären würde, so würden wir uns darüber weder allzusehr wundern, noch es schon aus diesem Grunde an sich für barbarisch erklären. — Vergessen können wir überdieß doch auch nicht, daß in all' diesen Lobreden der industriellen Intelligenz, deren wir in unseren Tagen so viele zu hören bekommen, gar viel Selbstvergötterung und Selbstanbetung liegt. Der Mensch ist sich seines Instinktes, seiner Kunstfertigkeit bewußt. Aber verhältnißmäßig größere Wunder der Technik führt das kleinste Thierchen mit seinem bewußtlosen Instinkte aus. Wer kann einen Bienenstock mit Aufmerksamkeit betrachten, ohne daß ihn das Organisationsleben, die Architektur, die feine chemische Zerlegung des Pflanzennektars mit Staunen erfüllt? Da ist eine Thätigkeit in dieser Honigfabrik, der man an Ordnung, Pünktlichkeit, weiser Vertheilung der Kräfte nicht genug ablernen kann; jedes arbeitende Wesen der ganzen capitalisirenden Gesellschaft trägt das Seinige an Kraft und Fleiß für's Ganze bei und seine gesellschaftlichen Rechte werden respectirt; jedes Glied der großen Familie hat seine naturgemäße Stellung. Und wie ist mit

dem Raum in diesem Arbeitshause so weise verfahren, wie wird er so klug benützt! Die dünnen Wände sind, wie sie Raum ersparen, doch stark genug gegen Druck von oben, neben und unten; die Larvenzellen mit ihrer achteckigen Form schließen sich höchst ökonomisch an die runde Gestalt der Larve an und sie sind zugleich durch ihre der Cirkelform sich nähernde Anlage am meisten widerstandsfähig. Zugleich diese Gänge und Vorrathskammern und die Schutzmaaßregeln gegen feindliche Anfälle — kurzum es läßt sich kein vollkommnerer, durchgeführterer socialer Organismus zur Erhaltung eines Ganzen und seiner relativ selbstständigen Theile denken. Größere Wunder der Technik, der Baukunst, des Maschinenwesens könnten wir aber von andern, selbst noch kleineren Thierchen anführen, wie jedem Naturkundigen bewußt ist. Wenn nun der Mensch solche Fertigkeiten in eminentem Grade bei sich auszubilden vermag, wenn sein Combinations- und Organisations-Talent nach Maaßgabe seiner ganzen höheren Anlage sich auch um so großartiger entfaltet und erweist, so erhebt er sich dadurch, daß er in irdischen Elementen diese Begabung beurkundet, doch noch nicht über eine Klasse von Wesen, die doch auch nicht bloße Maschinen sind, sondern so viel Reflexion, so viele Bewegung, so viel Klugheit und Absichtlichkeit in den einzelnen Momenten ihrer Thätigkeit äußern, daß gerade der genaue, sorgfältige Beobachter der Natur und hauptsächlich dieser wunderbaren, hier besonders berührten Klasse von Geschöpfen mit dem Worte Instinct in seiner Anwendung auf solche Kunstfertigkeiten am wenigsten sich zufrieden geben will.

Darum — dieses stete Lobpreisen des Menschen in unseren Tagen, womit er dem kalten, herzlosen, maschinenbauenden Verstande, diesem die große Schöpfung Gottes mit der Professorsbrille über der weisen Nase durchstöbernden Genius unseres Jahrhunderts, seinem eigenen Drittheilsich Weihrauch streut, es ist eine Selbstvergötterung, die mit dem modernen Unglauben an die über der sichtbaren Schöpfung hoch erhabenen Wunder der Gnadenoffenbarung Gottes Hand in Hand geht. Nichts ist mehr im Stande, den Menschen zu einem raffinirt selbstsüchtigen Wesen zu machen, als diese einseitige Ausbildung des Verstandes, wie sie in Schulen und Familien betrieben wird, als ob der ganze Mensch nur Verstand wäre und nicht auch Herz, Gemüth, Phantasie, Vernunft. Die Anlage für's Ewige wird in dem Maaße stiefmütterlich behandelt, in welchem die Richtung auf's Zeitliche einseitig befördert wird. Hätten wir nur Hoffnung, daß das sociale Wohl, der Friede, die Ordnung der öffentlichen Gesellschaft dadurch verbürgt sei, wie Viele von dieser Aufklärerei dieß erwarteten, so möchten wir uns beruhigen. Aber die Stürme der letzten sechzig Jahre haben genug geleistet, um eine solche Hoffnung wankend zu machen. Der Uebergang vom Verstand und von der Aufklärung zum vollständigsten Wahnsinn und zur unbändigsten Leidenschaftlichkeit ist viel leichter als Tausende denken. Das hat die französische Revolution der neunziger Jahre bewiesen; und mit was für hohlen, abstracten Ideal'en

von Menschenglück tragen sich heutzutage die, die am meisten aufgeklärt sein wollen, oder mit welcher fanatischen Wuth wollen Viele von ihnen allem Bestehenden den Vertilgungskrieg erklären! Die maschinenbauende Verstandesbildung an sich vermag den Menschen nicht in seiner Totalität zu verklären, aber sie polirt das Messer seiner Selbstsucht und schleift es zugleich.

Es wäre unbillig zu vergessen, daß die Kunst im höheren Sinne des Wortes doch auch neben der industriellen Technik sich bethätigt in unseren Tagen und daß sie auch im Krystallpalast zu London ihre Herrlichkeit entfaltet hat. Der Deutsche Name hat vor Allem im Gebiete der Plastik den Sieg davon getragen. So viel Großartiges und Originelles ist überhaupt im Gebiete der schönen Künste in unserem Jahrhunderte nirgends geleistet worden, wie in Deutschland. Baukunst, Skulptur, Malerei und Musik haben ihre glänzenden Repräsentanten gefunden. Andere Völker sind darum nicht zurückgeblieben. Fassen wir aber auch die Erscheinungen auf diesem Gebiete nach ihrer allgemeinen Seite auf. Hier vor Allem offenbart sich die schöpferische Seite am menschlichen Geiste. Welch' eine schaffende Kraft hatte die Seele des Mannes, der die ganze Idee, den ganzen, großartigen Plan eines Riesenbaues, wie der des Kölner Doms, mit der ganzen Schärfe der Entwicklung aller Theile aus einem bestimmten architektonischen Prinzip concipirte! Wohl mochte ein Händel, als er mit der Composition seines Oratoriums Messias fertig war und die Partitur zum letzten Male durchlas, da eine Thräne über die Wange des so riesigstarken Mannes herab auf jenes „Amen" fiel, ausrufen: „Du, Herr, hast es mir gegeben; da nimm es hin!" Hier, in diesem Gebiete der schönen Künste, da haben wir ein anderes Feld des menschlichen Schaffens vor uns. Da setzt der Geist seinen Gedankengehalt in idealen Formen aus sich heraus. In ihnen vergißt er des Mangelhaften, was jedem individuellen Sein der Wirklichkeit anklebt, und auch in der Bewegung harmonischer Töne den Mißklang des alltäglichen Lebens. Wie wunderbar ist doch der Geist des Menschen gestaltet; wie schöpferisch gleich Dem, dessen Ebenbild er ist! Und in diesen Regionen seines Wirkens hat er sich von der Herrschaft des Nutzens, des zeitlichen Vortheils, der Bequemlichkeit losgemacht. Er steht nicht mehr im Dienst des Materiellen, sondern die Materie dient ihm zur Hülle freier Gedanken. Ein Denkmal, wie das des alten Fritz von Preußen vom genialen alten Rauch ausgeführt; ein Werk wie die in London so viel bewunderte Amazonen-Gruppe von Kies, und viele ihnen würdig zur Seite stehende, beurkunden eine erfreuliche Seite an unserem Jahrhundert. Denn vor hundert Jahren noch hat ein entsetzlicher Mangel an gesundem Natursinn jedem Werke der Kunst den Stempel seiner Geschmacklosigkeit aufgedrückt. Es ist auch hierin eine Revolution im Geiste vor sich gegangen. Was haben die letzten hundert Jahre gesehen im Reich der Kunst! Deutschland hat seine glänzendste Literaturperiode durchlebt; es ist literarisch vom Auslande emancipirt worden; der alte Deutsche Baustyl ist nach langer Verkennung zu Ehren

gekommen; diese Decennien waren die Zeit der Deutschen klassischen Musik; die Philosophie hat ihre glänzendsten Repräsentanten gehabt, die Theologie in gewaltigen Kämpfen eine neue Bahn eingeschlagen, und so jede Wissenschaft. Und Kunst und Wissenschaft sind ein Gemeingut der civilisirten Welt. Auch war diese zurückgelegte Periode ein Heldenzeitalter und mit den Namen Napoleon, Wellington, Blücher tritt ein beispielloser Kampf in allen Theilen des Europäischen Continentes uns vor die Seele.

Vergleichen wir mit diesen entschwundenen Jahren die Gegenwart — welch' ein Unterschied! Was unsere Jahre leisten mit den Werken der großen Todten verglichen — wie wenig ist es! Die alten Helden sind in's Grab gestiegen; die großen Sänger schlummern unter ihren Lorbeerkronen; mit Mendelsohn ist der letzte geniale Musiker zur Ruhe getragen; die Thorwaldsen und Dannecker und Schwanthaler sind todt, wie ihre Marmorbilder; die großen, schöpferischen Geister in der Theologie, ein Schleiermacher, ein Neander — sie sind vom Glauben zum Schauen gegangen; die großen Repräsentanten der Philosophie, die Gründer der Schulen, sind in den Hörsaal der Ewigkeit gewandert; wohl leben noch etliche der gefürsteten Geister, aber sie sind, wie ein Schelling, ein Humbold, nahe am Ziele der irdischen Reise. Wir aber in unseren Jahren? Ach, wir haben den Nachsommer. Die Sterne erster Größe sind untergegangen, und die am Himmel glänzen, haben von jenen den Schein geborgt. Der Geist der Menschheit hat eine ungeheure Productionskraft in diesem entschlummerten Geschlechte erwiesen. Jetzt scheint ein Sabbath eingetreten zu sein. Was auch gegenwärtig erzeugt wird im Gebiete der Kunst und des Wissens — es trägt den Stempel der Nachahmung an sich; ihm fehlt die Originalität; es ist ein Auswählen, ein Copiren, ein Nachahmen überall ersichtlich. Wenige Genies, viele Talente — das charakterisirt unsere Jahre.

Aber wir wollen das Gute daran nicht übersehen. Eine Zeit vieler Genies ist stets eine Zeit großer Extravaganzen. Schwärmerisch war diese abgelaufene, an Geist so reiche Periode. Als die erste Französische Revolution ausbrach, war halb Europa von einem Jacobinischen Schwindel ergriffen. Und was ist für den Cultus des Genius in Deutschland in wahrer Menschenvergötterung geschwärmt worden! Vollends die philosophischen Systeme — Schellings Identitätsphilosophie, Fichtes subjectiver Idealismus, Hegels Trilogie, alle diese und andere speculative und naturphilosophische Principien scheinen ihren jeweiligen Priestern und Dienern die Achse geworden zu sein, um welche das Universum sich drehe. Das waren nun doch, bei allem, dem wissenschaftlichen Denken und Streben gebührenden Respecte, recht anmuthige Schwindeleien, die um so mehr am Geist der Begeisterten zweifeln machten, je mehr solche Dinge gar praktisch im Leben aus- und eingeführt werden sollten. Es war ein Anflug des Romanticismus, etwas Jugendliches, zu dem denn die romantische Schule der Dichtung in Frankreich, Deutschland, England vortrefflich

paßte. Welche herrliche Oasen mitten in der Dürre des Verstandeszeitalters! Nun aber ist unleugbar eine bedeutende Reaction eingetreten. Es ist mehr Besonnenheit im Erzeugen und Beurtheilen. Die Wirklichkeit der Welt, der Natur, der Geschichte ist mehr in ihr Recht gekommen. Was erzeugt wurde in jenen reichen Jahren wird jetzt gesichtet, ruhiger aufgenommen und man eignet es sich vorurtheilsfreier an. Was als ächt erkannt wird, wird um so sicherer festgehalten, um so redlicher angewendet und kämpft sich als Wahrheit seinen Weg ruhig durch gegen petrefact gewordene Traditionen. Stellen wir uns Eines aus Vielem vor. Wie groß ist der Umschwung des theologischen Bewußtseins in Beziehung auf die Betrachtung der Kirchengeschichte in Deutschland! Welch' eine Kluft liegt zwischen Mosheim und Neander! Was ist jenem, was ist diesem die Geschichte des Mittelalters? Das sind wichtige Erscheinungen; Standpunkte, die, einmal mit Sicherheit eingenommen, neue Totalanschauungen gewähren und unberechenbare praktische Folgen haben. —

Kaum könnte Etwas erfreulicher sein, als daß die entschiedenere Hinwendung auf die sittlichen, praktischen Interessen gegenüber der einseitig intellectuellen Geistesrichtung zugleich ein Zeichen davon wäre, daß bei Vielen ein Absehen von Menschengedanken und ein entschiedeneres Hinschauen auf Gottesgedanken und ein Halten an diesen verbunden ist. War das in irgend einem Lande nöthig, so war es nöthig in Deutschland. Die Weltlichkeit, als irdischgesinnte Richtung des Geistes, herrscht wohl überall in unserer Zeit. Aber als reiner Abfall von Gott und Offenbarung ist sie ihrer selbst in Deutschland mit wissenschaftlicher Klarheit und Stolz bewußt geworden und der Geist des Unglaubens schien sich des Siegs zu erfreuen, von Gott los geworden zu sein. Dieser gottlose Gedankenstolz, der in den letzten Jahrzehnten die Masse der Gebildeten besonders ergriffen hatte und allerdings noch in vielen Köpfen sitzt, hat doch in den Ereignissen der letzten Sturmperiode mächtige Stöße erhalten und die kirchliche Gesinnung und die Thätigkeit für die Kirche ist neubelebt worden. Ein bloßer Blick auf die theologischen Bücherkataloge beweist Vieles in dieser Hinsicht. Der theologische Standpunkt wird im Unterschiede vom philosophischen wieder in seinem Rechte erkannt, gediegene Werke der Schrifterklärung, der Geschichte und des Lehrbegriffes der Kirche, Bücher, welche den Zustand der Kirche vielseitig beleuchten, erscheinen von Jahr zu Jahr, und ihr Einfluß auf die Theologie des Auslandes macht sich bereits in der alten wie neuen Welt geltend. Darin mag Deutschland noch eine jetzt nicht zu berechnende Wirkung gewinnen. Es ist die Theologie der evangelischkirchlichen Richtung, welche den kirchlichen Gedankenverkehr zwischen den verschiedenen Gebieten des Protestantismus realisiren und allmälig eine Umwandlung der Denkweise, eine Richtung auf die Centralwahrheiten, statt bloß auf die peripherischen Punkte, herbeiführen muß. Der ungleiche und gedankenlos eingegangene Bund der Theologie mit der Philosophie, dem rein

weltlichen Bewußtsein des jeweiligen Zeitgeistes, hat die Deutsche Kirche um ihre theologische Missionsstellung in der Kirche überhaupt gebracht. Der Rationalismus fängt nachgerade an, geschmacklos zu werden, wie er denn auch kein belebendes und bindendes Prinzip in sich hat. Eine Rückkehr zum Positivchristlichen ist vielfach zu bemerken, und die Frömmigkeit selbst ist gesünder und kirchlicher geworden; der Pietismus unserer Tage ist nicht mehr, was der von 1800 oder 1750 war, und daß er es nicht mehr ist, soll gar kein Tadel für ihn sein. Die innere Mission und die mit ihr verbundene religiöse Journalistik wirken im Segen auf ernstere religiöse Gesinnung hin. Daß sich selbst in Jahresschriften, die leitende Artikel verschiedenen Inhaltes und entgegengesetzter Tendenz enthalten, je und je Aufsätze finden, welche mit voller Entschiedenheit positives Christenthum als das Grundmittel gegen die Schäden der Zeit anerkennen, darf nicht übersehen werden als ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Das freilich ist auch nicht zu übersehen, daß die Scheidung zwischen Glauben und Unglauben schärfer ist, als je. Dieser sucht seine Gedanken mit allem Eifer der Partei in Leben und That umsetzen zu wollen. Er hat zugleich mit großer Entschiedenheit zu der Fahne der Revolution geschworen. Ihm ist das Christenthum die Burg des Bestehenden und jeder Kampf gegen dieses gilt der Kirche zuerst. Was lange in Büchern und wohl auch von Kanzeln und auf Schulen gesät wurde, das ist in erschreckender Gestalt aufgegangen. Ob daraus einmal ein Streit um das Sein oder Nichtsein der Kirche und des Christenthums sich entwickeln wird, das muß die Zukunft lehren. —

Und nun ist ein Bild mit Licht und Schatten an unserer Seele vorübergegangen. Lasset uns mit ernsten Gedanken, mit offenen Augen in das beginnende Jahr herübertreten! Trauen wir den Zuständen der Erdenwelt nie und am wenigsten in der Gegenwart. Es gilt jetzt, festbegründet zu sein in der Wahrheit, damit uns nicht jeglicher Wind der Lehre hin- und herwehen möge. Es gilt ein offenes Bekenntniß dem feinen und groben Abfall gegenüber, und auf die Frage: Was ist Wahrheit? muß uns die Antwort längst nicht in den Kopf, sondern in's Herz geschrieben sein. Der Boden, auf dem die menschliche Gesellschaft in unseren Zeiten steht, ist unterhöhlt. Vor Allem in der alten Welt ist die Totalität der Völker vielfach zerrissen. Im Osten Rußland, das die letzten neuen Wunden, am Kaukasus empfangen, heilend, Vergrößerung im Süden und Westen hofft; im Westen die bunte Völkercharte; dort das emporwachsende Slaventhum, hier die germanischen und romanischen Völker. Auf der Einen Seite ein starker Conservatismus, auf der anderen ein toller Radicalismus — das Prinzip der Ruhe und das der Bewegung in keinem vermittelten Verhältniß. Auf der Einen Seite ein durch die Länge seiner Jahre ungebeugter Ultramontanismus und Dogmatismus; auf der anderen das aller Autorität spottende subjective Freiheitsgefühl des modernen Geistes. Auf der Einen Seite ein Streben persönlicher protestantischer Frömmigkeit, die Kirche wieder zu bauen; auf der anderen die protestantische Independenz der Lebens-

anschauung in allen Beziehungen auf die Kirche. Und auch wir, die Kinder in der Wiege der neuen Welt und ihrer Geschichte, haben unsere Trennungen, nicht nur den politischen Dualismus und den des Nordens und Südens, sondern auch den des Puritanismus, und der Kirche, des extremen Reformationsprinzips und des extremen Romanismus, und andere mehr. Was wird sich herausbilden aus diesen gährenden Kräften? —

So wandle denn muthig, du junges Jahr, deine dunkle Bahn! Was du auch bringen magst, wir wollen im Vielen das Eine, im Wechselnden das Ewigruhende, im Sturme den Frieden nicht verlieren. Du wirst der Menschen Gedanken, aber auch Gottes Gedanken offenbaren; du wirst den Schatz des Wissens bereichern, aber ob Berge von Gold, ob neue Sterne in endlosen Fernen, ob wunderbare Kräfte dem forschenden Sinne sich aufdecken — der beste Schatz, der helle Morgenstern, die Kräfte einer zukünftigen Welt, das sind Dinge, die geben die Jahre nicht, die soll die Zeit uns nicht nehmen: das ist der Ewigkeit Geschenk. Kleiner wird die Erde vor uns, wie die Zahl ihrer Jahre schwindet; über weite Meere reichen die Völker des Ostens und Westens, des Nordens und Südens sich die Hand zum Bunde und die Thore verschlossener Länder öffnen sich für den freien Verkehr aller Glieder der großen Familie; größer soll uns werden der Himmel und enger sollen sich schließen die Banden zwischen uns, den Kindern, und Ihm, dem Vater dort oben. Sein Auge stehe offen über uns! Die Welt und auch die Weltgeschichte — sie sind *Sein* Werk. Ihn wollen wir suchen in all' Seinen Wundern. Dann wird die Welt, wenn auch die Jahre Geschlechter in's Grab führen und das Endliche dem Endlichen zum Raube wird, uns nicht zum Kerker, sondern zur Schule der *Freiheit*, nicht zum Kirchhof, sondern zum *Frühlingsgarten der Ewigkeit*! —

Philadelphia.

W. J. M.

Systematische Wohlthätigkeit. *)

Die Zehntenabgabe.

3 Mos. 27, 30—32: „Und aller Zehnte des Landes, beides vom Saamen des Landes und von den Früchten der Bäume, gehört dem Herrn, ist dem Herrn heilig. (Und wenn Jemand etwas von seinem Zehnten lösen will, so lege er das Fünftheil hinzu.) Und aller Zehnte vom Rindvieh und Kleinvieh, von allem, was unter dem Stabe vorbeigeht, der Zehnte soll dem Herrn heilig sein."

Die Tempelsteuer.

2 Mos. 30, 13—16: . . . „Wer die Musterung durchgehet, von zwanzig Jahren und darüber, der soll die Gabe des Herrn geben. Der Reiche soll nicht mehr geben, und der Arme nicht weniger, als die Hälfte des Sekels zur Gabe für den Herrn, zur Versöhnung eurer Seelen. Und nimm das Geld der Versöhnung von den Söhnen Israels, und gib es zur Arbeit der Stiftshütte (des Versammlungszeltes,) daß es den Söhnen Israels zum Gedächtniß sei vor dem Herrn, zur Versöhnung ihrer Seele."

Die Armensteuer.

1 Kor. 16, 1. 2: „In Betreff der Steuer für die Heiligen, wie ich den Gemeinden in Galatien befohlen habe, also thut auch ihr. An jedem ersten Wochentage lege jeder von euch bei sich etwas weg und sammle, was ihm gelingen mag, damit nicht, wenn ich komme, erst dann die Collecten geschehen müssen."

Die Seligkeit des Gebens.

Apost. Gesch. 20, 35: . . . „Es ist seliger zu geben, als zu nehmen."

Wohlthätigkeit ist eine nothwendige Aeußerung der Cardinaltugend des Christen, in welcher die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten besteht, nämlich der Liebe. Diese kann ohne jene eben so wenig gedacht werden, als die Sonne ohne Wärme. Denn die Liebe zum Nächsten zeigt sich nicht bloß in wohlmeinenden Gesinnungen und freundlichen Worten, sondern vor allem auch in Handlungen, und wie der Glaube ohne Werke todt ist, so ist auch die Liebe ohne Wohlthätigkeit ein leerer Schall, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Darum ermahnet St. Johannes: „Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge; sondern mit der That und mit der Wahrheit." Ebenso besteht die Liebe zu Gott, welche

*) Diese Abhandlung ging aus einer englischen Predigt hervor, welche der Verfasser in Folge einer früheren Aufforderung vor der östlichen Synode der deutsch reformirten Kirche der Vereinigten Staaten am 20sten October 1851 zu Lancaster, Pa. gehalten hat, und erscheint nun gemäß einem Beschlusse dieses Körpers im Drucke, jedoch in etwas erweiterter Gestalt und mit Weglassung der speciellen Beziehungen auf die deutsch reformirte Kirche und mit möglichster Anpassung an die Bedürfnisse der deutschen Kirche Amerikas überhaupt. Möge sie unter Gottes Segen einen wenn auch noch so geringen Beitrag zur gründlichen Besprechung und endlichen Ausführung eines Gegenstandes liefern, der für die äußere und innere Wohlfahrt sämmtlicher deutschen Kirchen Amerikas von der größten praktischen Wichtigkeit ist.

der Nächstenliebe zu Grunde liegt, ihre Wurzel und Quelle ist, in einer thatsächlichen Aufopferung alles dessen, was wir sind und haben, für Gott und seinen Dienst. Nun können wir aber Gott nicht direct unser Geld und Gut geben, dessen Er ja, als der allgenugsame Herr des Himmels und der Erde, auch gar nicht bedarf. Dessen ungeachtet verlangt Er es, nämlich zur Förderung Seines Reiches auf Erden und zum Besten unserer Mitmenschen. Jede Gabe daher, die wir in der rechten Gesinnung den Armen oder der Kirche und ihren wohlthätigen Anstalten darbringen, wird eben damit Gott selbst dargebracht. Wir können Ihm nur dienen, indem wir Seinen Ordnungen und Einrichtungen auf Erden dienen, und er nimmt solchen Dienst, als Ihm geleistet, an; ja selbst einen Trunk frischen Wassers, dem Durstigen in Liebe gereicht, und einen Bissen Brotes, mit dem wir den geringsten Jünger speisen, wird der Herr nach Seiner ausdrücklichen Verheißung am Tage des Gerichtes vergelten, als hätten wir Ihn Selber getränket und gespeiset. Alle christlichen Wohlthaten sind demnach eine Erweisung der Gottes- und Nächstenliebe *zugleich*, welche nie von einander getrennt werden können, und fließen aus Einer und derselben Quelle.

Die Wohlthätigkeit ist zunächst eine *Pflicht*, die wir als Geschöpfe unserem Schöpfer, als Erlöste unserem Erlöser und als Geheiligte unserem Heiliger und Vollender schuldig sind. Der Mensch ist nichts in und von sich selbst; alles, was er ist und hat, verdankt er der Gnade Gottes. Dieß gilt schon im Gebiete der Natur. Wir haben uns nicht selber das Dasein gegeben, noch sind wir im Stande, es auch nur Einen Augenblick zu erhalten ohne den Willen und die Hülfe des allmächtigen, allgegenwärtigen und allwirksamen Gottes. Gott der Vater hat unseren Leib, unsere Seele und unseren Geist mit allen ihren Gliedern und Kräften wunderbarlich bereitet; Er gibt uns täglich Nahrung, Kleidung und Wohnung; Er läßt die Sonne scheinen, die Lüfte wehen, die Früchte des Feldes wachsen, die Thiere sich mehren und erhält uns Kraft und Gesundheit die ganze Natur unserem Willen und Nutzen dienstbar zu machen. Das ist aber nur gleichsam der Vorhof der Güte und Liebe Gottes. Er hat noch viel mehr gethan im Reiche der Erlösung. Er hat unsere zahllosen Sünden und Missethaten mit unendlicher Geduld und Langmuth getragen, Seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt, uns in Ihm bis in den Tod am Kreuze geliebet mit unausdenklicher und unaussprechlicher Liebe, uns mit Ihm Selber versöhnt und von dem Fluch des Gesetzes und der Strafe der ewigen Verdammniß erlöset, uns alle unsere Sünden vergeben und an Kindesstatt und zu Erben des ewigen Lebens angenommen. Er verleiht uns die köstlichste Gabe, Seinen heiligen Geist, der uns zum Heile beruft, eine aufrichtige Reue über die Sünde und lebendigen Glauben an Jesum Christum in uns erweckt, uns rechtfertigt, heiligt, tröstet, beschützt, durch Wort und Sacrament täglich nährt und endlich als Sieger über Tod und Grab und Hölle in die Hütten

des Friedens einführt, daß wir dort mit unserem Heilande und mit allen vollendeten Gerechten als Könige und Priester regieren sollen in alle Ewigkeit.

Alle diese zahllosen leiblichen und geistlichen, irdischen und himmlischen Gaben und Wohlthaten, die wir täglich von der Hand des dreieinigen Gottes genießen, sind ebenso viele Aufforderungen und Verpflichtungen zur Dankbarkeit. „Das that Ich für dich; was thust du für Mich?" Sind wir schon im Reiche der Natur Gottes Schuldner, wie viel mehr im Reiche der Gnade? Haben schon die Heiden und Juden die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer und Erhalter empfunden, wie viel mehr sollten sie wir mitten im Genusse der Offenbarung Gottes in Christo und im heiligen Geiste, umströmt von dem Lichte und den unschätzbaren Segnungen des Evangeliums, empfinden? Es gibt keine häßlichere Untugend, als die Undankbarkeit, die Lieblosigkeit gegen einen Wohlthäter, und keine schönere Tugend, als die Dankbarkeit, die Gegenliebe zu dem, der uns zuerst geliebet hat. Es kann dem Menschen nicht oft genug eingeschärft werden, daß er in seinem äußeren und inneren Leben und in jedem Augenblicke vollkommen von Gottes freier Liebe abhängig ist und daß er mit Leib und Seele, beides im Leben und im Sterben nicht sich selbst, sondern seinem getreuen Heilande Jesu Christo als Eigenthum angehört. Wir haben gar kein Recht zu leben und zu existiren, es sei denn, daß wir leben wollen zur Ehre Gottes und zum Besten der Welt. Wie sollen wir aber unsere Dankbarkeit gegen Gott beweisen? Dadurch, daß wir zuerst unsere Person, das, was wir sind, Ihm darbringen, wie Er Sich Selbst in Seinem Sohne für uns dahingegeben hat, daß wir uns nicht selber, sondern Ihm leben, leiden und sterben, nicht unsere, sondern Seine Ehre suchen, Seine Gebote halten und vor Ihm wandeln in stets wachsender Gerechtigkeit und Heiligkeit. Sodann dadurch, daß wir, was in dem Vorigen eigentlich schon eingeschlossen ist, auch unser Eigenthum, alles was wir haben, Seinem Dienste weihen, indem wir, so weit es in unserer Kraft steht, alle Seine Anstalten und Ordnungen in der Welt unterstützen, alle wohlthätigen Zwecke, vor allem diejenigen thatsächlich befördern, welche mit dem Reiche Gottes und mit dem ewigen Seelenheil der Menschen zusammenhängen. Das aber ist nichts anderes, als die Uebung der Tugend der Wohlthätigkeit, welche allen Menschen und noch mehr allen Christen nach Maaßgabe ihres Vermögens als heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott und der Liebe zu dem Nächsten obliegt.

Allein die Wohlthätigkeit ist nicht bloß eine heilige Pflicht, sondern auch eine köstliches Vorrecht und soll uns eine heilige Freude sein. Wer sie bloß aus Pflichtgefühl oder in Folge äußerer Nöthigung übt, der ist bloß ein Sklave des Gesetzes, und seine Frömmigkeit steht im Wesentlichen auf Einer Stufe mit der niedrigeren Form des pharisäischen Judenthums. Ich sage mit der niedrigeren Form; denn die tiefere Religion des Alten Testaments, das ja neben dem Gesetze auch den goldenen Faden

des Evangeliums, wenn gleich noch in der verhüllten Gestalt der Hoffnung und Vorwegnahme des Zukünftigen, enthält, erkennt in der Entrichtung des Zehnten, in der Heiligung des Sabbaths und der hohen Feste, kurz in allen Uebungen der Frömmigkeit und Einrichtungen des Gottesdienstes nicht bloß ein Gebot, sondern auch eine Wohlthat Gottes und ein seliges Privilegium Seines Volkes. „Die Gebote des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz... Die Rechte des Herrn sind köstlicher, denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer, denn Honig und Honigseim." (Ps. 19, 9—11.) „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Ein Tag in Deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend. Ich will lieber Thürhüter sein in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten." (Ps. 84, 2. 3. 11.) Der Jünger, der an der Brust Jesu lag, und den Herzensschlägen des Weltheilandes lauschte, hat das große Wort gesprochen: „Gott ist Liebe." Liebe ist nicht nur das Wesen, sondern auch die Seligkeit Gottes. Es war Ihm eine Wonne, die Welt zu schaffen, um Sich anderen Wesen mittheilen und Sich in ihnen offenbaren zu können. Es war Ihm eine selige Freude, Seinen Eingebornen in die Welt dahinzugeben, um sie zu erlösen von der Macht der Sünde und des Todes. Alle Seine Gaben im Reiche der Natur und der Gnade sind Ausflüsse Seines freien Wohlgefallens. Sollte es nicht auch uns eine süße Freude und Wonne sein, Ihn wieder zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften, und unseren Nächsten wie uns selbst? Alle wahre Wohlthätigkeit ist ihrer innersten Natur nach freiwillig. „Den fröhlichen Geber hat Gott lieb." (2 Kor. 9, 7.) Wir wollen die Wohlthätigkeit, die aus dem Geiste sklavischer Furcht hervorgeht, keineswegs verwerfen; sie ist jedenfalls besser, als die Hartherzigkeit, auf welche die deutlichsten Gebote und Drohungen Gottes keinen Eindruck zu machen im Stande sind. Aber sie ist eine sehr niedrige Stufe in Vergleich zu der Wohlthätigkeit, welche aus den Tiefen eines freudig dankbaren Herzens quillt und die sich glücklich fühlt in der aufopferndsten Dahingabe zum Wohle der leidenden Brüder. „Geben ist seliger, denn nehmen," sagt der Herr. (Apg. 20, 35.) Das hat der Apostel Paulus empfunden, wenn er auf den wohlverdienten irdischen Lohn seiner treuen Arbeit am Evangelium verzichtete und, nach mühsamer Geistesanstrengung am Tage, selbst in den stillen Stunden der Nacht mit seiner Hände Kraft sich abmühte, um den armen Gemeinden nicht beschwerlich zu fallen und der Nothdurft seiner Mitarbeiter zu dienen. Ja es ist selig, wohlzuthun und mitzutheilen; denn dadurch wird man zum Nachahmer Gottes und zur Theilnahme an den Wonnen Seiner Liebe erhoben. Je liebevoller, aufopfernder, hingebender und wohlthätiger wir sind, desto gottähnlicher und desto glücklicher werden wir. Und bereiten uns die Gaben der Liebe schon hier auf Erden so viele reine Genüsse, obwohl sie

durch die Undankbarkeit der Welt so häufig getrübt und verbittert werden: wie viel mehr wird das einst drüben der Fall sein, wenn die hier ausgestreuten Saamenkörner der Barmherzigkeit uns als lauter ausgewachsene köstlich duftende Blumen und golden prangende Früchte auf den Paradiesesfluren des ewigen Friedens wieder begegnen, wenn bekehrte Sünder der armen Wittwe selbst für das Scherflein dankbar die Hand drücken werden, das sie mit Thränen des Mitleids und mit theilnehmender Fürbitte aus ihrer irdischen Nothdurft in den Gotteskasten gelegt hat?

Nach diesen einleitenden Bemerkungen über das Wesen, die Pflicht und die Seligkeit der Wohlthätigkeit kommen wir zu dem eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung, zur Methode der Wohlthätigkeit. Es ist von großer Wichtigkeit, in seinem ganzen Leben und somit auch in der Ausübung dieser Tugend eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit zu beobachten. Gott ist ein Gott der Ordnung; Ordnung mehrt Zeit und Gewinn. Das Geheimniß der staunenswerthen Summen, welche von gewissen, nicht sehr reichen Denominationen, z. B. von Methodisten und Herrnhutern für ausländische und inländische Mission, von den römischen Katholiken für den Bau von Kathedralen, gesammelt werden, liegt meist in der systematischen Regelmäßigkeit und Allgemeinheit, mit der sie zu Werke gehen. Andere Denominationen sind an und für sich nicht weniger freigebig; aber es fehlt ihnen an Planmäßigkeit des Verfahrens und brüderlichem Zusammenwirken, und daher der geringe Erfolg ihrer Arbeit und der häßliche Schein des Geizes. Besonders müssen wir es an unseren deutschen Kirchen lutherischen und reformirten Bekenntnisses beklagen, daß sie in dieser Hinsicht noch weit hinter ihrer Aufgabe zurück sind und zu ihrer Selbsterhaltung und weiteren Ausdehnung weit mehr beitragen könnten und sollten, als bisher geschehen ist. Die Haupturſache davon ist nicht sowohl der Mangel an gutem Willen — denn die Deutschen haben in anderen Gebieten so viel und zum Theil sogar mehr Aufopferungsgeist, als irgend eine andere Nation —, sondern der Mangel an systematischem Zusammenwirken. Wir haben zu wenig Zucht und feste kirchliche Ordnung und zu viel von jenem laxen falschen Freiheitsgeist, wobei jeder thut, was ihm gefällt. Wenn wir aber das allgemeine Wohl unserem subjectiven willkührlichen Belieben unterordnen, so schaden wir dadurch gerade unserer eigenen Freiheit am meisten; denn diese kann ja nur in einem wohlgeordneten und blühenden Gemeinleben wahrhaft gedeihen.

Die Frage nach einem wohldurchdachten und praktisch ausführbaren **Plan** oder **System der Wohlthätigkeit** zur Förderung unserer sämmtlichen religiösen und kirchlichen Anstalten und Unternehmungen ist daher für unsere deutschen evangelischen Kirchen von der größten Wichtigkeit. Ohne uns einzubilden, diesen Gegenstand in der nachfolgenden Abhandlung irgend zu erschöpfen, thei-

len wir unsere geschichtlichen Bemerkungen und Vorschläge vielmehr als Anregung zu weiterer gründlicher Besprechung und endlicher Beschlußnahme über diesen Punkt mit. Wir wollen dabei das Wort Gottes und die Geschichte der Kirche zu Führern nehmen und 1) das jüdische, 2) das altchristliche System der Wohlthätigkeit kurz betrachten und dann 3) besonders zusehen, was sich davon im Allgemeinen und im Einzelnen auf unsere gegenwärtigen deutsch amerikanischen Zustände und Verhältnisse übertragen läßt.

1. Das jüdische System der Wohlthätigkeit.

Im Alten Testament hat Gott Selbst eine bestimmte Norm für die Ausübung der Wohlthätigkeit festgesetzt und drei Arten von regelmäßigen Abgaben für den Unterhalt der Religion vorgeschrieben. Diese sind folgende:

1) Zuerst verlangte der Herr von den Juden, welche ursprünglich alle Grundeigenthum besaßen, den Zehnten von allen Erzeugnissen des Landes und der Heerde, also der Feld- und Baumfrüchte, so wie das zehnte Stück des Rind- und Kleinviehs, oder den Geldwerth des Zehnten mit einem Ueberschuß, für den Unterhalt des Stammes Levi, dem die Sorge für die A. Tliche Religionsanstalt oblag. (3 Mos. 27, 30—33. 4 Mos. 18, 21—24. 5 Mos. 14, 22—27. Nehem. 10, 37—39.) Eigentlich sollten sie ihn, wie alle anderen Tribute, dem Herrn Selbst geben, der ihn dann den Leviten abtrat, die kein Grundeigenthum besaßen. (4 Mos. 18, 24.) Von diesem Zehnten mußten die Leviten wieder den Zehnten an die eigentlichen Priester entrichten, die aus der Familie Aarons genommen wurden. (4 Mos. 18. 26 ff. Nehem. 10, 38.) Diese Einrichtung wurde vom mosaischen Gesetze nicht erst ganz neu geschaffen, sondern nur weiter ausgebildet. Spuren davon finden sich bereits früher in den Tagen Abrahams, der dem Melchisedek, diesem geheimnißvollen Priester des höchsten Gottes, den Zehnten seiner eroberten Beute opferte. (1 Mos. 14, 20. Hebr. 7, 2.) Ja selbst bei heidnischen Völkern herrschte die Sitte, den zehnten Theil der Landesproducte, des gewerblichen Gewinns und der im Kriege gemachten Beute einer Gottheit zu widmen, wie wir aus vielen alten Schriftstellern, aus Herodot, Xenophon, Pausanias, Plutarch, Plinius, Makrobius, Justin und andern, erfahren. Dieser Umstand beweist die Natürlichkeit und Angemessenheit einer solchen Einrichtung an die religiösen Bedürfnisse der Menschheit.

2) Sodann waren die Israeliten verpflichtet, einen Theil der Erstlinge von allen Erzeugnissen der Bodencultur, sowohl der rohen (wie Getreide, Baumfrüchte, Weintrauben,) als der für menschliche Bedürfnisse zubereiteten (wie Most, Oel, Mehl, auch Teig,) dem Herrn darzubringen, bevor sie von dem Uebrigen Gebrauch machten. (2 Mos. 23, 19. 4 Mos. 18, 12 f. 5 Mos. 26, 2 ff. Nehem. 10, 33 ꝛc.) Diese Erstlinge wuden von den Priestern

verzehrt. (5 Mos. 18, 3 f. Ezech. 44, 30 f.) Das Maaß und die Zahl derselben war aber nicht vorgeschrieben, sondern der Willkühr der Einzelnen überlassen. Zur Dankbezeugung für die Wohlthat der Ernte brachte die ganze Nation an jedem Pascha eine Erstlingsgabe und an jedem Pfingstfeste Erstlingsbrote dar. (3 Mos. 23, 10 ff.)

3) Die dritte gesetzliche kirchliche Abgabe bezog sich speciell auf das Nationalheiligthum. Jeder Israelit von 20 Jahren und darüber mußte nämlich jährlich einen halben Sekel oder eine Doppeldrachme, d. h. eine Silbermünze von etwa 30 Cents Werth an die Stiftshütte und später an den Tempel entrichten zur Erhaltung dieses Heiligthums und des Gottesdienstes daselbst. (2 Mos. 30, 13 ff. vgl. 2 Chron. 24, 6. Matth. 17, 24—27.)

Das waren die ordentlichen Abgaben, welche von allen Juden, auch von denen, die außerhalb Palästina's wohnten, regelmäßig entrichtet werden mußten zur Aufrechthaltung und Förderung der A. Tlichen Religion und Heilsanstalt.

Daneben traf das mosaische Gesetz sehr weise Fürsorge für die Armen, welche zu allen Zeiten ein Gegenstand der Mildthätigkeit sind. Es mußte nämlich bei der Ernte eine Nachlese auf Feldern und in Oel- und Weingärten gehalten werden zum Besten der Armen, der Wittwen und Waisen und der Fremdlinge, 3 Mos. 19, 9. 10. 5 Mos. 24, 19—21. Sodann hatten sie im Sabbathjahre, d. h. in je dem siebten Jahre, wo die Felder nicht bestellt wurden, freie Theilnahme an allem, was von selbst auf Aeckern und in den Weinbergen wuchs, 3 Mos. 25, 5. 6, und mußten zu der Zehntenmahlzeit eingeladen werden, welche alle drei Jahre vor eines Jeden Wohnung Statt fand, 5 Mos. 14, 28 f. 26, 12—14. Endlich gelangten die herabgekommenen Israeliten im Jubeljahr, das nach dem siebten Sabbathjahr, also alle fünfzig Jahre einmal eintrat, um die gestörte Gleichheit im Volke wieder herzustellen und den Staat gleichsam auf's neue zu gebären, wieder in den Besitz der veräußerten Stamm- und Familiengüter, 3 Mos. 25, 8—17. 39—41. 27, 17 ff.

Nimmt man nun zu diesen regelmäßigen und ordentlichen Taxen noch die außerordentlichen Gaben der freien mildthätigen Liebe für die jedesmaligen Bedürfnisse von Armen und Nothleidenden aller Art, so wie für besondere Fälle, z. B. den Bau und Wiederaufbau des Tempels, die Errichtung von Synagogen, hinzu: so wird man wohl ohne Uebertreibung annehmen können, daß mancher fromme Israelite den vierten oder selbst den dritten Theil seiner jährlichen Einnahme dem Herrn weihte. Von Zacchäus, der jedoch bereits vom Geiste des Evangeliums berührt war, das noch viel freigebiger machen soll, als das Gesetz, erfahren wir, daß er sogar die Hälfte seiner Güter den Armen gab und sich bereit erklärte, falls er jemanden übervortheilt haben sollte, es vierfach wieder zu erstatten. (Luk. 19, 8.)

Und dennoch war das keineswegs ein Verlust, sondern ein Gewinn und

Segen. In demselben Maaße, in welchem das Volk Gottes treu und gewissenhaft in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten und in der Uebung der Barmherzigkeit war, vermehrte sich auch sein innerer und äußerer Wohlstand, und umgekehrt. „Ehre den Herrn von deinem Gut und von den Erstlingen alles deines Einkommens: so werden deine Scheunen voll werden, und deine Kelter mit Most übergehen," Sprüchw. 3, 9. 10. „Einer theilt aus und hat immer mehr; ein anderer karget, da er nicht soll, und wird doch immer ärmer. Die Seele, die da reichlich segnet, wird fett, und wer (Andere) labt, der wird auch gelabt," 11, 24. 25. „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten," 19, 17. (vgl. Ps. 41, 2—4. Ps. 112, 5—9. Tob. 4, 11. 12, 9.) Denselben Grundsatz göttlicher Gnadenvergeltung spricht der Heiland Selbst im N. Test. aus: „Gebet, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maaß wird man in euren Schooß geben; denn eben mit dem Maaß, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen," Luc. 6, 38.

Zur Aufbewahrung und Verwaltung der gesetzlichen und freiwilligen Opfergaben waren besondere Curatoren, und im Vorhof des Tempels dreizehn Opferkasten aufgestellt, welche wegen ihrer oben breiten und unten schmalen Oeffnung „Trompeten" hießen. (2 Chron. 31, 11. 12. Nehem. 10, 38. 39.) Dahin legte auch die fromme Wittwe im Evangelium ihr Scherflein, das sie unsterblich gemacht hat. (Marc. 12, 41 ff.) Außerdem war in jeder Synagoge ein Armenkasten befindlich, in welchen zwei Männer die gesammelten Gaben niederlegten, und woraus am Rüsttage jedem Armen der Stadt so viel mitgetheilt wurde, als er für die folgende Woche nöthig hatte.

2. Das neutestamentliche und alt-kirchliche System der Wohlthätigkeit.

In den Schriften des N. Testaments findet sich keine ausdrückliche Erklärung über die hier besprochenen Einrichtungen der jüdischen Oekonomie und des Zehnten insbesondere. Es läßt sich aber ohne Zweifel auf diesen Theil des Gesetzes anwenden, was der Herr von Seinem Verhältniß zum Gesetz und den Propheten überhaupt, d. h. zum ganzen alten Bunde, in jenem bedeutungsvollen Worte der Bergpredigt sagt: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." (Matth. 5, 17.) Allerdings ist das mosaische Gesetz in gewissem Sinne abgeschafft, nämlich als drückendes Joch, als tödtender Buchstabe und in seiner beschränkten nationalen und zeitlichen Form; aber seinem religiösen Geist und Wesen nach, als der Ausdruck des heiligen Willens Gottes, ist es von Christus verschärft, vertieft, verklärt und durch Seine Lehre, so wie durch Sein sündlos heiliges Leben erfüllt und vollendet worden. Die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott und der Wohlthätigkeit gegen den Nächsten konnte natürlich mit dem Evangelium nicht vermindert, sondern mußte

vielmehr in demselben Grade vermehrt werden, in welchem die vollkommene Offenbarung des neuen Bundes über der bloß vorbereitenden, das Zukünftige vorbildenden Offenbarung des alten Bundes erhaben ist. Je mehr Liebe uns Gott erweist, zu desto größerer Gegenliebe sind wir verpflichtet. Hat der Vater Seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern Ihn für uns in den Tod gegeben und mit Ihm uns Alles geschenkt: wie sollten wir Ihm nicht unser armes Leben mit Allem, was wir sind und haben, freudig zum Opfer der Dankbarkeit darbringen?

In der That finden wir auch, daß die ersten Christen, im Genusse der unaussprechlichen Liebe ihres Erlösers schwelgend, einen Geist der Aufopferung und Wohlthätigkeit zeigten, der die A. Tlichen Vorbilder weit hinter sich ließ. In der Gemeinde von Jerusalem wurde sogar eine freiwillige Gütergemeinschaft eingeführt, indem die reichen Glieder, in buchstäblicher Erfüllung des Befehls Christi, Luk. 12, 33, ihre Habe und Güter verkauften und den Erlös zu der Apostel Füßen zum Besten der Armen und Nothleidenden niederlegten, Apg. 2, 45. 4, 34—37. In den anderen Gemeinden, wo sich diese Einrichtung nicht durchführen ließ, herrschte wenigstens die ihr zu Grunde liegende Gesinnung, nämlich der Geist der selbstverläugnenden Liebe und Wohlthätigkeit, jener wahre christliche Communismus, der die Unterschiede des Reichthums und der Armuth, ohne sie im bürgerlichen Sinne aufzuheben und die Mannigfaltigkeit des Lebens nach abstracten und unpraktischen Theorieen in der Weise moderner Pseudoreformer zu nivelliren, innerlich ausgleicht und unschädlich macht. Das Beispiel der Tabitha, welche mit ihrer Hände Arbeit für die Bekleidung der Wittwen und Waisen sorgte, (Apg. 9, 36.) stand gewiß nicht vereinzelt da in der apostolischen Kirche. Beim Ausbruch einer Hungersnoth in Palästina trugen alle Jünger in Antiochien nach ihrem Vermögen zur Linderung derselben bei. (Apg. 11, 29.) Dem Apostel Paulus lag die Unterstützung der nothleidenden Brüder besonders am Herzen, und er ordnete deßhalb in seinen heidenchristlichen Gemeinden wöchentliche Collecten zum Besten der armen Judenchristen in Palästina an, wie wir aus der Stelle 1 Kor. 16, 1. 2. erfahren, die wir nachher noch in genauere Betrachtung ziehen müssen. Er gibt in dieser Hinsicht den makedonischen Christen ein vorzügliches Lob, da sie, obwohl selbst unbemittelt, dennoch ihr Aeußerstes zum Besten der fernen Glaubensgenossen thaten.

Wir haben keine weitere Kunde über die Art und Weise, wie die apostolischen Gemeinden ihre Hirten und Lehrer unterhielten. Es wird mehrmals vom Herrn Selbst, Matth. 10, 11. Luk. 10, 7 f., und vom Apostel Paulus, 1 Kor. 9, 6—14. 1 Tim. 5, 17. Gal. 6, 6, der einem jeden Vernünftigen von selbst einleuchtende, aber dessen ungeachtet oft vergessene Grundsatz eingeschärft, daß der Arbeiter seines Lohnes werth und der Diener des Evangeliums vollkommen berechtigt sei, von der Gemeinde, welcher er die ewigen

Güter des Himmelreichs austheilt, die viel geringere Gabe des leiblichen Unterhalts, als Erfüllung einer heiligen Pflicht der Dankbarkeit, zu erwarten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Christen jüdischer Abstammung, wie sie überhaupt, besonders in der Zeit vor der Zerstörung Jerusalems, das mosaische Moral- und Ceremonialgesetz mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, ohne jedoch den Heidenchristen dasselbe Joch aufzulegen, (Apg. 15, 28. 29.) beobachteten, so auch der alten Sitte der Entrichtung des Zehnten und der Erstlinge zum Unterhalt der Religion treu blieben. Jedenfalls wird man sich aus den wenigen Andeutungen eine sehr günstige Vorstellung von der Freigebigkeit und aufopfernden Liebe der apostolischen Gemeinden machen müssen, zumal wenn man ihre Armuth, die vielen Verfolgungen und Verluste, denen sie ausgesetzt waren, die zahlreichen Missionsreisen der Apostel und ihrer Delegaten und Mitarbeiter bedenkt, welche wohl fast ohne Ausnahme mit Petrus sagen konnten: „Silber und Gold habe ich nicht," und daher im Allgemeinen auf die freiwillige Unterstützung der Gläubigen angewiesen waren.

Verlassen wir den Boden des N. Testaments und blicken wir einen Augenblick in die nächstfolgende Periode der christlichen Kirche, so begegnet uns da gerade die Tugend der aufopfernden, selbstverläugnenden Liebe und Wohlthätigkeit als eine ihrer hervorstechendsten Charakterzüge, welche zu der eiskalten Selbstsucht der Heiden einen auffallenden Contrast bildete. Bekanntlich pflegten die letzteren zu Tertullians Zeit gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts voll Verwunderung auszurufen: „Siehe, wie die Christen sich unter einander so lieb haben und wie sie für einander zu sterben bereit sind!" Aber nicht nur ihren Glaubensgenossen, sondern selbst den Heiden und Juden, die sie mit Feuer und Schwert verfolgten, erzeigten sie nach dem Gebote Christi (Matth. 5, 44.) thätige Liebe. In den zahlreichen Unglücksfällen, welche das römische Reich zu jener Zeit befielen, in Krieg, Theurung und Pestilenz verpflegten sie die Armen, Kranken, Gefangenen und Nothleidenden aller Art und predigten durch diese Thaten mächtiger als durch Worte die Göttlichkeit ihrer Religion. Als das nördliche Africa im Jahre 251 von einer verheerenden Seuche heimgesucht wurde, und die Heiden in Carthago aus Furcht vor Ansteckung die Kranken haufenweise halbtodt auf die Straße hinauswarfen, so daß die ganze Stadt mit einer allgemeinen Verpestung bedroht wurde: da versammelte der Bischof Cyprian seine Gemeinde und ermahnte sie, obwohl sie eben erst eine blutige Verfolgung bestanden hatte, feurige Kohlen auf das Haupt der Feinde zu sammeln: „Wenn wir," sagte er unter anderem, „bloß den Unseren Gutes erweisen, so thun wir nichts mehr, als Zöllner und Heiden; wir müssen als ächte Christen das Böse mit Gutem besiegen, auch unsere Feinde lieben, wie unser Herr uns ermahnt, auch für unsere Verfolger beten. Da wir aus Gott geboren sind, müssen wir als Kinder Gottes des

Geschlechtes unseres guten Vaters durch Nachahmung Seiner Güte uns würdig zeigen.“ Dieser Aufruf wurde sogleich befolgt. Die Einen gaben Geld, die anderen arbeiteten selbst mit, und in kurzer Zeit hatten sie alle Todten bestattet und Carthago von der Gefahr allgemeiner Verpestung befreit. Der berühmte Kaiser Julian, der Abtrünnige, welcher nach der Mitte des vierten Jahrhunderts durch allerlei Kunstgriffe, obwohl vergeblich, das Heidenthum wieder herzustellen suchte, mußte bei all seinem Hasse gegen das Christenthum doch diesen Zug der Wohlthätigkeit an seinen Bekennern ehrend zugestehen, und ließ nach ihrem Muster Hospitäler und Fremdenhäuser errichten, um dadurch sich beim Volke Eingang für seinen Götzendienst zu verschaffen. Es ist schmachvoll, sagte er, daß die Heiden nicht einmal ihren eigenen Glaubensgenossen helfen, während doch die Juden nie betteln, und die gottlosen Galiläer (so nannte er die Christen) nicht nur ihre eigenen, sondern selbst die heidnischen Armen ernähren und so durch eine sich empfehlende Handlungsweise der schlechtesten Sache aufhelfen.

Bei jedem wöchentlichen Gottesdienste pflegten die Christen seit uralter Zeit nach apostolischer Vorschrift zum Besten der Armen, der Kranken, der Wittwen und Waisen, der Fremden und Gefangenen Collecten zu sammeln, wozu ein jedes Glied nach Kräften beitrug. In außerordentlichen Fällen stellten die Bischöfe noch besondere Collecten an oder verordneten Fasten und verwandten das durch Abbruch von gewöhnlichen Lebensmitteln Erübrigte zur Linderung der nahen oder fernen Noth. Reichere Gemeinden der Hauptstädte, wie die römische, schickten nicht selten Geldunterstützungen in die entlegensten Gegenden, besonders für solche Brüder, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts sammelte der Bischof Cyprian mit seinen Geistlichen in kurzer Zeit eine Summe von über drei tausend Thalern zur Loskaufung mehrerer numidischer Christen aus der Gefangenschaft. Er übersandte die Gabe mit einem brüderlichen Sendschreiben, worin es unter anderm heißt: „Da der Apostel Paulus sagt: Wie viele von euch getauft sind, die haben Christum angezogen; so müssen wir in unseren gefangenen Brüdern den Christus vor uns sehen, der aus der Gefahr der Gefangenschaft uns losgekauft, der uns von der Gefahr des Todes erlöset hat. Wir müssen uns gedrungen fühlen, den, der aus dem Schlunde des Satans uns befreit hat, der jetzt in uns bleibt und wohnt, aus den Händen der Barbaren zu befreien; durch eine kleine Summe Geldes den loszukaufen, der uns durch Sein Kreuz und Blut losgekauft hat, der deßhalb dieß geschehen läßt, damit unser Glaube geprüft werde, ob Jeder für den Anderen das thue, was er für sich selbst geschehen sehen möchte, wenn er selbst von den Barbaren gefangen gehalten würde.“

Die Entrichtung des Zehnten, der Primitien und Oblationen pflanzte sich vom Judenthum in die christliche Kirche fort, zuerst in freier Weise als verdienstliches Opfer, später, etwa vom sechsten Jahrhundert an als gesetz-

liche Verpflichtung, deren Vernachlässigung gewisse kirchliche und nöthigenfalls selbst bürgerliche Strafen nach sich zog. Die meisten Kirchenväter, Irenäus, Origenes, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Hilarius, Augustinus, Hieronymus und andere, billigen und empfehlen diese alttestamentliche Einrichtung zur Nachahmung und behaupten mit vollem Rechte, daß die Christen den Juden an Frömmigkeit und Freigebigkeit nicht nachstehen, sondern sie vielmehr übertreffen sollen. Förmliche Kirchengesetze aber, welche die Abgabe des Zehnten für jeden bei Strafe der Excommunication zur Pflicht machen, sind vor dem Jahre 585 nicht nachweisbar, und bürgerliche Gesetze darüber mit Androhung rechtlicher Zwangsmittel kommen erst seit Carl dem Großen im achten Jahrhundert vor, der selbst den Zehnten von allen seinen Privatgütern und von den sächsischen Besitzungen an die Kirche entrichtete. In Europa findet sich die Einrichtung des Zehnten noch heut zu Tage, entweder ganz oder theilweise in mehreren katholischen und protestantischen Ländern, besonders in England und in Schweden, und wird durch Staatsgesetze aufrecht gehalten; während in anderen Ländern die weltliche Obrigkeit zum Theil schon in der Reformationszeit und noch mehr seit der französischen Revolution, besonders in Frankreich und Spanien, die rechtmäßigen Einkünfte der Kirche und ihre durch den frommen Sinn früherer Jahrhunderte aufgehäuften Besitzungen vielfach geschmälert und auf die ungerechteste Weise an sich gerissen hat. In der orientalisch-griechischen Kirche war und blieb es nach jüdischem Vorbilde und gemäß der Empfehlung der berühmtesten Väter Sitte, den Zehnten als freiwillige Gabe und Religionspflicht zu entrichten; aber gesetzlich ist er dort nie eingeführt worden, und die Erzwingung desselben durch Androhung kirchlicher Strafen war sogar durch Gesetze verpönt.

Was die Verwaltung der gesetzlichen und freiwilligen Opfergaben für die Religion betrifft, so wurden sie im kirchlichen Alterthum unter der Aufsicht des Bischofs und seines Oekonomen in vier Portionen getheilt, wovon die erste dem Bischof, die zweite seinem Klerus, die dritte den Armen zugewiesen, die vierte für den Unterhalt des Gottesdienstes und der Kirchengebäude verwendet wurde. In einigen Gegenden machte man bloß drei Theile und überließ es dem Bischof und der Geistlichkeit, je nach Bedürfniß für die Armen, Kranken, Reisenden, Wittwen und Waisen zu sorgen.

Es wäre interessant und lehrreich, die Geschichte der thätigen Liebe durch die verschiedenen Perioden der Kirche zu verfolgen. Da würden uns selbst aus den dunkelsten Zeitaltern, besonders aus dem so wenig gekannten und so viel verläumdeten Mittelalter, glänzende Beweise der Selbstverläugnung und Aufopferung für kirchliche und wohlthätige Zwecke entgegentreten, die wohl geeignet sind, uns zur Bewunderung hinzureißen und tief zu beschämen. Denn die Kirchengeschichte ist eine ununterbrochene Kette von Beweisen, daß der Herr gemäß Seiner ausdrücklichen köstlichen Verheißung Seine Kirche auch

nicht einen Augenblick verlassen, sondern Sich stets in ihr mit der ganzen Fülle Seiner gottmenschlichen Kräfte wirksam erwiesen, mithin auch Seine Liebe, Sein Erbarmen, Sein Mitleid, Seine unbedingte Hingebung an Gottes Ehre und das Wohl der Menschheit in Seinem Volke ausgeprägt hat. Allein eine ausführliche Geschichte der Wohlthätigkeit würde uns weit über die Grenzen einer Abhandlung hinausführen, und wir müssen daher nun auf unsere eigenen Verhältnisse übergehen, worauf es uns hier am meisten ankommt, um zu sehen, inwiefern und in welcher Weise sich nach Anleitung des Wortes Gottes und der Geschichte ein geordnetes System der Wohlthätigkeit unter uns aufstellen und durchführen lasse.

(Schluß folgt.)

Kossuth in Amerika.

Seit seiner Ankunft am fünften December des so eben seinem Ende zueilenden Jahres ist der Ergouverneur von Ungarn im eminenten Sinne der Löwe des Tages und der Gegenstand einer an Abgötterei grenzenden Bewunderung des Volkes der Vereinigten Staaten. Alle Zeitungen, religiöse sowohl als politische, alle Straßen und Sprechzimmer, selbst die Hallen des Congresses in Washington sind voll von dem magyarischen Helden und der in ihm verkörperten ungarischen Frage. Als vor fünfzehn Monaten die geniale schwedische Sängerin an unseren Küsten landete, da schienen besonders die Neu-Yorker ihre Sinne verloren und den schwindelnden Gipfel einer fanatischen Begeisterung erstiegen zu haben. Allein in dem Enthusiasmus für Ludwig Kossuth übertreffen die Amerikaner sich selbst und liefern einen noch schlagenderen Beweis, daß sie bei aller berechnenden Verständigkeit und praktischen Nüchternheit, die ihnen sonst eigen sind, keiner einzigen Nation — die Franzosen selbst nicht ausgenommen — an Erregbarkeit und angebornem Hang zum Fanatismus nachstehen. Die Empfangsfeierlichkeiten, welche ihm in Neu-York bereitet wurden, überbieten alles, was die Geschichte der neuen Welt auf diesem Gebiete aufzuweisen hat; die Behörden der Stadt, die Redacteure der Zeitungen, die Advocaten und alle möglichen Gesellschaften wetteifern miteinander, ihm Ehre zu erweisen; von Albany, Philadelphia, Baltimore, Boston ꝛc. sind die schmeichelhaftesten Einladungen zum Besuche an ihn ergangen und bereits die kostspieligsten Vorberei-

tungen zum Empfang getroffen worden; um der Sache die Krone aufzusetzen, hat der Congreß der Vereinigten Staaten mit großer Stimmenmehrheit (— die Opponenten waren fast lauter südliche Sklavenhalter —) ihn im Namen der ganzen Nation als deren Gast bewillkommt und ebenfalls zu einem Besuche in der Hauptstadt eingeladen. Eine solche Ehre ist zwar noch keinem Fremden, als dem französischen General Lafayette, der sich übrigens ganz besondere Verdienste um dieses Land in den Befreiungskriegen erworben, und selbst keinem Amerikaner, als dem großen Washington, zu Theil geworden; allein der Congreß konnte einen solchen Beschluß allerdings schon der Consequenz halber nicht wohl vermeiden, nachdem er einmal den ersten Schritt der Befreiung und feierlichen Abholung des Magyaren auf einem amerikanischen Kriegsschiff gethan hatte.

Aber nicht bloß politische, sondern selbst religiöse Körper, wie die methodistische und neu-presbyterianische Geistlichkeit von Neu-York, haben ihm ihre Huldigung dargebracht und ihm gratulirt, daß er in der Türkei nicht zum Muhammedanismus abgefallen sei! (worauf er sehr treffend und zugleich sehr beschämend antwortete: das sei ja gar kein Verdienst, denn wie könne Einer seinem Vaterland oder irgend einer Sache treu sein, wenn er Gott untreu werde!) Der bekannte Prediger Beecher von Brooklyn hat ihm seine Kirche für eine Rede und Subscription eingeräumt, und andere protestantische Geistliche sind so weit gegangen, ihre eigene Würde und die Würde der Kanzel vergessend, Kossuth zum Thema ihrer Predigten zu machen und die europäische Revolution ohne Weiteres mit der Sache der Freiheit und dem Fortschritt des Evangeliums zu identificiren!

Zwar lassen sich allerdings auch einzelne mehr oder weniger mißbilligende Stimmen vernehmen, die mit großem Unrechte für feig und unrepublikanisch verschrieen werden; denn es gehört doch augenscheinlich in diesem Falle weit mehr Courage und Selbstständigkeit dazu, dem wildrauschenden Strom der öffentlichen Meinung zu widerstehen, als sich von ihm fortschwemmen zu lassen. In dieser Opposition sind am entschiedensten die katholischen Blätter, vor allem das Freeman's Journal von Neu-York, das Organ des Erzbischofs Hughes, der Kossuth schon vor seiner Ankunft einen Humbug genannt hatte, weil er in einer Rede zu Southampton beiläufig den Jesuitismus angegriffen und die Angelsachsen gepriesen, die nach Hughes' höchst origineller Meinung eigentlich schon seit dem normannischen Wilhelm dem Eroberer gar nicht mehr existiren sollen, während die irischen Celten, denen er selbst angehört, für ewige Dauer bestimmt seien! Die Gründe der Opposition liegen also hier auf offener Hand, und die Inconsequenz ebenfalls, welche ihr in unseren Augen den moralischen Werth benimmt, den wir derselben sonst beizumessen geneigt wären. Denn in demselben Athemzuge preisen Hughes und sein Journal die irländischen Rebellen und würden ohne Zweifel den ungarischen Revolutionshelden bis an den Himmel erheben, wenn er nicht zufälliger Weise ein Protestant wäre und, statt gegen das katholische Haus der Habsburger, vielmehr, als ein anderer O'Connel oder

Smith O'Brien, gegen die Königin Victoria und das proteſtantiſche England ankämpfte. Weit bedeutender aber, weil frei von religiöſen Vorurtheilen, ſcheint uns die Oppoſition eines ſo ausgezeichneten Blattes, wie des National Intelligencer von Waſhington, zu ſein, das zwar nicht gegen Koſſuth ſelbſt und ſeine Revolution auftritt, wie die London Times, aber ſeine kühnen Forderungen, die er an unſere Nation ſtellt, und ſeine Grundſätze über unſer Verhältniß zu andern Nationen als antiamerikaniſch und gefahrdrohend bekämpft.

Allein ſo gewichtig dieſe und andere warnende Stimmen auch an ſich ſind und mit der Zeit noch mehr werden mögen, ſo verſchallen ſie doch in dem Geräuſche der unmittelbaren Gegenwart. Die große Maſſe der Bevölkerung unſerer Städte, die einen enormen Einfluß auf unſere Politiker ausüben, und die überwiegende Mehrzahl der öffentlichen Organe ſind wie bezaubert von dem Flüchtling, und jedes Wort, das von ſeinen Lippen ſtrömt, gießt neues Oel in das Feuer der Begeiſterung für ihn und die von ihm vertretene Sache. Da hält es denn ſelbſt in einem entlegenen Landſtädtchen, wo man doch dieſe beiſpielloſe Aufregung bloß in zweiter Auflage und durch den Daguerreotyp der Zeitungen lieſt, in der That ſehr ſchwer, ſeine ruhige Beſinnung zu behalten und vor dem blendenden Feuerwerk der populären Demonſtrationen zu Gunſten der Freiheit und vor dem betäubenden Lärm des ungemeſſenſten Beifalls nicht Sehen und Hören zu verlieren. Indeß, wir ſind feſt überzeugt, daß eine Reaction in der öffentlichen Meinung eintreten muß, und das Urtheil der Preſſe wird, vielleicht noch ehe dieſe Zeilen unſere Leſer erreichen, merklich modificirt werden, je mehr man zum Bewußtſein kommt, welche ernſtliche, unberechenbare Folgen eine unbedingte nationale Einwilligung in die coloſſalen Forderungen Koſſuths für unſer eigenes Land und für den ganzen europäiſchen Continent früher oder ſpäter nach ſich ziehen muß.

Denn es handelt ſich ja hier keineswegs bloß um einen einzelnen Menſchen und um eine perſönliche Angelegenheit. Sonſt wäre jener Enthuſiasmus eine pure Menſchenvergötterung und könnte den Amerikanern nur zur Schande gereichen. Allerdings iſt Koſſuth ſelbſt, was man auch von ſeinem moraliſchen Charakter und politiſchen Standpunkt halten mag, jedenfalls kein gewöhnliches Individuum, ſondern ohne alle Frage bereits ein weltgeſchichtlicher Name und bei weitem die bedeutendſte Perſönlichkeit, welche die europäiſche Revolution von 1848 zum Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit gemacht hat. Aus beſcheidenen Verhältniſſen hat er ſich durch Talent und Fleiß zum Advocaten, Editor, Volksrepräſentanten, Miniſter und zuletzt zum Gouverneur und Dictator einer kräftigen und ſtolzen Nation emporgeſchwungen. Er war die leitende Seele der ganzen ungariſchen Revolution, welche nur durch die überlegene Waffengewalt der beiden größten Mächte des europäiſchen Continents und durch inneren Verrath beſiegt werden konnte. Er hat für die Sache der Freiheit nicht nur gehandelt, ſondern auch gelitten, und ſelbſt in ſeinem türkiſchen Exil war ſein bloßer Name ein Schrecken für den Czar und ſeinen öſtreichiſchen Va-

fallen. Eine fast zweijährige Verbannung hat seine Kraft nicht im mindesten zu brechen vermocht, vielmehr ging er aus derselben unter dem großmüthigen Schutze des amerikanischen Freiheitsadlers mit neuem Muthe hervor, machte von Gibraltar einen Abstecher nach England, hielt einen Triumphzug durch seine größeren Städte und elektrisirte durch seine argumentative und pathetische Beredtsamkeit die Volksmassen von Southampton, London, Manchester, Birmingham, und das alles in einer Sprache, welche er bloß aus Büchern erlernt hat. Die Verweigerung der Regierung Louis Napoleons, ihn durch Frankreich passiren zu lassen, die ungünstigen Berichte, welche aus respectabler und angeblich ganz authentischer Quelle über sein höchst anmaaßendes Benehmen auf dem gastfreundlichen Kriegsdampfschiff Mississippi ihren Weg in amerikanische Blätter fanden, freilich aber auch bald darauf, man weiß noch nicht mit wie viel Grund, widerrufen wurden, die entschiedene Opposition der London Times, der einflußreichsten Zeitung der Welt, die indifferente Stellung, welche die englische Regierung und die höheren Stände gegen den Kossuth-Enthusiasmus einnahmen, gaben diesem in den mittleren und niederen Classen nur noch einen höheren Schwung und machten den ehemaligen Vorkämpfer des entschieden aristokratischen und feudalistischen Magyarenthums im feindlichen Gegensatz zu allen anderen Nationen Ungarns, im eminenten Sinne zum Manne des Volkes und zum Apostel der Demokratie, zu welcher er sich jetzt wenigstens mit seinem Munde bekennt, während er sie noch im Juli 1849 mit Verachtung von sich wies. *) Mit einer solchen Geschichte hinter sich und mit den gespanntesten Erwartungen vor sich landete er auf dem freisten Boden der Welt, trat mit den kühnsten Forderungen auf und unterstützte sie mit einer Beredtsamkeit, welche gerade die für diese Kunst mehr, als für irgend eine andere, empfänglichen Amerikaner wie ein Bergstrom unwiderstehlich fortreißen mußte. Und allerdings haben wir hier einen überwältigenden Beweis von der Macht des lebendigen Wortes vor uns. Die Zaubertöne einer Jenny Lind können doch nur ein vorübergehendes Gefühl der Harmonie, der Befriedigung, der Glückseligkeit hervorrufen; eine gewaltige Rede aber bemächtigt sich der tieferen Geisteskräfte, der Intelligenz, der Gedanken, des Willens, und zwingt zu Thaten. Die neulichen Reden des Magyaren sind um so bewundernswerther, da das Englische nicht seine Muttersprache ist, und da er, ermüdet von der Seereise, ohnedieß etwas kränklich, wie es heißt, und von Adressen und Besuchen überladen, offenbar meist fast gar keine Zeit zur Vorbereitung hatte und sich noch dazu auf ganz fremdem

*) Damals soll er der Concordia, einem demokratischen Journal in Turin geschrieben haben: „Wissen Sie, was das Wort Demokrat unter uns bedeutet? Bei uns bedeutet es nichts anders, als Narr, Bösewicht, Gauner, Spion." Von da bis zu seiner Adresse an die Demokratie von Marseille und zu seinen Declamationen in Neu-York ist freilich ein ungeheurer Schritt. Aber circumstances alter cases und bei gewissen Menschen auch principles.

Grund und Boden befand. Wir wüßten kaum einen amerikanischen Staatsmann, der sich mit solcher Leichtigkeit in europäische, wie Kossuth in amerikanische Zustände hineinwerfen und in einem fremden Dialekt seinen Gedanken und Wünschen einen gleich gewandten und kräftigen Ausdruck zu geben vermöchte.

Allein selbst wenn Kossuths frühere Geschichte und Persönlichkeit noch viel bedeutender wäre, als sie wirklich ist, und wenn seine Beredtsamkeit noch weit mehr Gewalt und Feuer hätte, als sie nach den bisherigen Proben besitzt: so ließe sich doch daraus allein jene Wirkung nicht erklären. Sendet einen Prediger der Mäßigkeit oder irgend einer moralischen Reform, ja des ewigen Evangeliums selbst, mit der Eloquenz eines Whitfield, eines Luther, eines Bernhard, eines Chrysostomus, eines Paulus und mit dem Feuer eines Moses und Elias nach Neu-York und Philadelphia, er wird zwar einen viel tieferen, reineren und nachhaltigeren, aber bei weitem keinen so allgemeinen und rauschenden Enthusiasmus im Volke zu entzünden im Stande sein, als Ludwig Kossuth. Es ist sein Gegenstand, sein Thema, seine Angelegenheit, nämlich die vom Standpunkte des natürlichen Menschen aufgefaßte und den irdischen, selbstsüchtigen Wünschen und Glückseligkeitstrieben der Massen angepaßte Idee der politischen Freiheit, der nationalen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, einer socialen Reform von ganz Europa, was ihm diese Bedeutung gibt und diesen Beifall der Welt sichert. Kossuth steht vor uns nicht als ein einzelnes Individuum, sondern als ein Repräsentant gewisser Grundsätze von der größten socialen Wichtigkeit, als die Personification nicht nur der ungarischen, sondern der ganzen europäischen Revolution. Das ist es aber gerade, was diesen Demonstrationen für ihn eine solche Bedeutung gibt und, falls sie nicht wieder wie eine Rauchwolke sich in leere Luft auflösen werden, die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen, ja unsere ganze bisherige Politik verändern und uns in einen allgemeinen europäischen Krieg verwickeln könnte.

Mit einer Offenheit, welche man titanische Anmaaßung, wo nicht grenzenlose Unverschämtheit nennen muß, hat Kossuth, der den Vereinigten Staaten nur Dank für unverdiente Generosität schuldig ist, ihnen dictirt, was sie für ihn und seine Sache thun sollen, und diese Forderungen mit unglaublicher Naivetät bloß *humble* requests genannt, — eine Ironie der Sprache, vor welcher die Selbstbezeichnung des Papstes, als „des Knechts der Knechte Gottes," in pures Nichts verschwindet. Er, der offenbar — wie Daniel Websters Brief an den amerikanischen Gesandten in Constantinopel vom Februar 1851 unwiderleglich ausweist — bloß in der Voraussetzung aus seinem Exil befreit wurde, daß er alle weiteren Insurrectionsversuche gegen Oestreich aufgeben und hier das friedliche Leben eines amerikanischen Bürgers führen wolle, und der offenbar nur unter dieser Voraussetzung von der Pforte unserem nationalen Schutze überlassen wurde, kommt in undankbarem und schaamlosem Mißbrauch der amerikanischen Gastfreundschaft als Agitator und Demagog an unsere Küsten, verlangt einen officiellen Empfang als Gouverneur von Ungarn, eine öffentliche feindselige Demonstration gegen Oestreich und Rußland, eine Veränderung der internationalen Gesetze, und als er sieht, daß man dazu in Washington keine Lust hat, so nimmt er sich heraus, uns den wahren Sinn unse-

rer Constitution und der Politik des Vaters unserer Republik auseinanderzusetzen, ja an das souveräne Volk im Gegensatz gegen seine rechtmäßige Regierung zu appelliren und dadurch die Fahne der Zwietracht mitten in unser eigenes Lager zu verpflanzen!! Aber es wird ihm nicht gelingen. Die Amerikaner und ihre Repräsentanten in Washington haben viel zu viel gesunden praktischen Tact und viel zu viel Selbstachtung, um sich von einem, wenn auch noch so beredten Magyaren, und von dem vorübergehenden Enthusiasmus der Neu-Yorker blindlings mit fortreißen und sich von Schmausgesellschaften im Champagnerrausch Gesetze und Pflichten vorschreiben zu lassen. Auf eine große Aufregung folgt immer früher oder später eine große Abspannung, auf einen betäubenden Rausch die nüchterne Besinnung mit einem Gefühl der Beschämung und dem Entschlusse der Besserung. So wird es auch in diesem Falle gehen, und wir haben keinen Zweifel, daß Kossuth, noch ehe er die Vereinigten Staaten verläßt, sich in der öffentlichen Meinung dieses Landes, die nicht auf der Oberfläche der vom Elemente der Aufregung lebenden radicalen Stadtpresse, sondern in der eigentlichen Substanz der Nation zu suchen ist, gewaltig enttäuscht sehen wird. Damit meinen wir nicht, daß seine ganze Angelegenheit in puren Humbug sich auflösen wird; das wünschen wir selbst keineswegs schon um unserer Regierung willen, die sich nun einmal jedenfalls so weit compromittirt hat, daß sie für Kossuth und seine Mitverbannten eine großmüthige Sympathie ausgesprochen hat und die geschehenen Schritte nicht zurücknehmen kann. Die Vereinigten Staaten können und dürfen nach ihrer Constitution und Geschichte nie und nimmer mit dem Princip des Despotismus gemeinsame Sache machen, sie sollen und müssen, als die Hauptträger freier Institutionen, mit allen unrechtmäßig unterdrückten Nationen, mit allen constitutionellen Bestrebungen nach nationaler Selbstständigkeit und ordnungsmäßiger Freiheit lebhaft sympathisiren und den Verfolgten ein gastfreundliches Asyl anbieten. Aber das glauben und das wünschen wir, daß die Ansprüche Kossuths bald in ihre Grenzen zurückgewiesen werden, und daß man unter uns immer mehr zur Einsicht des himmelweiten Unterschieds zwischen wahrer constitutioneller Freiheit und ihrer Caricatur, der gesetzlosen Willkühr, komme, welche nur die Kehrseite des schlechtesten Despotismus ist.

Es ist nicht unsere Absicht, diese Ansprüche in ihrer Extravaganz, die sie zur Unmöglichkeit macht, näher zu beleuchten, zumal da dieser Artikel bereits über seine ursprünglich beabsichtigten Grenzen hinausgewachsen ist. Nur einige kurze Andeutungen wollen wir noch schließlich beifügen:

1) Kossuth verlangt von unserer Regierung eine Erklärung der Unabhängigkeit Ungarns und titulirt und gerirt sich noch fortwährend als Gouverneur dieses Landes. *) Eine solche Erklärung wäre einfach eine politische Lüge, denn Ungarn ist jetzt factisch von Oestreich ebenso abhängig, als Canada von England und Cuba von Spanien, und die Staaten haben es in ihrem gegenseitigen Verkehr bloß mit factischen Zuständen und weder mit vergangenen Thatsachen, noch mit künftigen Möglichkeiten zu thun.

*) Es ist ein unbegreiflicher diplomatischer Mißgriff des Präsidenten Fillmore, daß er in seiner letzten Botschaft dem flüchtigen Ergouverneur in einem kurzen Paragraphen drei Mal den Titel Gouverneur beilegt, als sei er es noch immer, und es steht dieß in auffallendem Widerspruch mit seiner unbedingten Verdammung der seeräubererischen Expedition gegen Cuba und ihres Leiters Lopez, dem gar kein Titel beigelegt wird. Weit vorsichtiger hat der Congreß in seiner Bewillkommnungsresolution alle Titulatur gänzlich vermieden.

2) Er verlangt eine radicale Veränderung unſerer bisherigen Neutralitätspolitik in Bezug auf andere Völker und eine Verbindung unſerer Regierung mit der engliſchen zur Verhinderung aller künftigen Einmiſchung Rußlands und anderer deſpotiſcher Mächte in die inneren Angelegenheiten Ungarns oder irgend einer anderen nach Unabhängigkeit ſtrebenden Nation. Koſſuth nennt dieß das Princip der Nicht-Einmiſchung (non-intervention), in Wahrheit aber wäre es eine Einmiſchung der freien Nationen, um die Einmiſchung deſpotiſcher Nationen abzuwehren. Abgeſehen davon, daß die Verwirklichung einer ſolchen Allianz zwiſchen den Vereinigten Staaten und England nur in einem ganz außerordentlichen Falle, wo die beiderſeitigen Intereſſen auf dem Spiele wären, denkbar iſt; ſo würde ein bloßer vereinigter Proteſt derſelben an dem Czar ſpurlos vorübergehen. Denn daß dieſer ſo leicht einzuſchüchtern ſei, wie Koſſuth meint, wird niemand glauben, der Rußland kennt, das von außen her ſchlechterdings unüberwindlich iſt, wie allein Napoleons Feldzug beweiſt, und deſſen coloſſale phyſiſche Macht bloß durch innere Aufſtände ſeiner eigenen, zum Freiheitsbewußtſein erwachenden Bevölkerung gebrochen werden könnte. Jener Proteſt müßte alſo, um irgend eine praktiſche Bedeutung zu erhalten, zu bewaffneter Einſchreitung übergehen. Dieß aber wäre nicht nur der ſicherſte Weg, ganz Europa in einen mörderiſchen Krieg und namenloſes Elend zu verwickeln, ſondern auch unſere eigene Freiheit zuletzt in einen militäriſchen Deſpotismus zu verwandeln. Es iſt aber keine Gefahr, daß unſere Regierung ſobald den Rath des weiſen Waſhington vergeſſen und jene friedliche Neutralitätspolitik, unter der die Vereinigten Staaten mit beiſpielloſer Schnelligkeit zu ihrer gegenwärtigen Macht herangewachſen ſind, zu Gunſten utopiſcher Freiheitsprojecte aufgeben werde, welche doch gerade durch ungehörige Einmiſchung in anderer Leute Angelegenheiten am allerwenigſten erreicht werden könnten.

3) Koſſuth erbittet ſich ſehr angelegentlich bei jeder Gelegenheit „ſubſtanzielle," „materielle" Hülfe für einen neuen Aufſtand Ungarns gegen das Habsburgiſche Kaiſerhaus, und bereits ſind ihm von ſeinen Verehrern bedeutende Summen (in Neu-York allein über $30,000) eingehändigt worden. Man kann hier die bereitwillige Liberalität und den Eifer der Amerikaner für die Verbreitung freier Inſtitutionen lobend anerkennen, muß aber bei einigermaaßen gründlicher Kenntniß der europäiſchen Zuſtände doch entſchieden bezweifeln, daß dieſe Gaben, ſelbſt wenn ſie zu Millionen anſchwellen ſollten, den gewünſchten Zweck erreichen. Es iſt eine ganz abſtracte, wir möchten ſagen, abſolut unhiſtoriſche Anſicht, zu glauben, daß Europa nichts Eiligeres und Beſſeres zu thun habe, als die amerikaniſchen Einrichtungen und Zuſtände zu copiren. Es iſt dieß gerade ſo thöricht, als wenn man von Aſien verlangen wollte, europäiſch zu ſein, oder das Mittelalter zur Rechenſchaft darüber zöge, daß es nicht modern proteſtantiſch war. Jedes Land, jede Nation und jedes Zeitalter hat ſeine eigenthümliche Aufgabe in der Welt- und Kirchengeſchichte zu erfüllen. Und wir ſind ja ſelbſt auch noch nicht am Ende unſerer Entwicklung angelangt und haben keine Urſache, uns der Vollkommenheit zu rühmen.

Allein ſelbſt wenn man Europa freiere Inſtitutionen anwünſcht, wie wir das ſelber aus aufrichtiger Ueberzeugung thun, — denn wir ſind ein geborner Republikaner, ſo gut als jeder Amerikaner, — ſo fragt ſich erſt noch, ob der vorgeſchlagene Weg der blutigen Revolution und der Sieg des europäiſchen Radicalismus dazu führen oder nicht vielmehr einen neuen, noch viel ärgeren Deſpotismus nach ſich ziehen würde. Dieß iſt der wichtigſte Punkt, der den Amerikanern nicht genug eingeſchärft werden kann. Sie ſind auf ihrem eigenen Boden durchaus conſervativ und denken ſich die Freiheit immer im Bunde mit

Ordnung und Gehorsam gegen die Gesetze. Die europäische Demokratie aber, zu welcher sich im Princip nun auch Kossuth bekennt, wenn er auch an Charakter sich vortheilhaft von ihr unterscheiden mag, ist im Allgemeinen ein zügelloser Radicalismus, und ihre Häupter in Frankreich, Deutschland und Italien sind geschworne Feinde der Kirche, des christlichen Glaubens und aller höheren sittlichen Grundsätze. Man darf nur einen Blick in die deutschen politischen Flüchtlinge in Neu-York, Philadelphia, Cincinnati ꝛc., ihre Saufgelage, ihre Zeitungsliteratur und sonstigen Producte, worunter eine Uebersetzung von den gottlosen theologischen Schriften Tome Paine's besonders hervorragt, hineinwerfen, um sich sofort davon zu überzeugen. Dieser totale Mangel an sittlicher und religiöser Substanz ist der Hauptgrund, warum die Revolutionen von 1848 so kläglich fehlschlugen. Wäre für Europa die Wahl zwischen russischem und östreichischem Despotismus einerseits und zwischen der vernünftigen und ordnungsmäßigen Freiheit Englands und der Vereinigten Staaten andererseits, so würden wir natürlich die letztere unbedingt mit Kopf und Herz vorziehen. Allein wenn die Alternative ist zwischen dem Despotismus der Ordnung und dem Despotismus der Anarchie, so würden wir den ersteren für das geringere Uebel halten. Und dieß scheint eben leider gegenwärtig die wahre Sachlage der Dinge auf dem europäischen Continent zu sein. Der Sieg der dortigen Revolutionspartei, nach der gegenwärtigen Beschaffenheit ihrer Häupter zu schließen, wenn auch einzelne ehrenwerthe Ausnahmen zu machen sind, zu denen wir Kossuth recht gerne zählen möchten, würde höchst wahrscheinlich Europa nicht nur keine Freiheit bringen, sondern es in einen schauerlichen Bürgerkrieg stürzen, es mit dem Untergang seiner Civilisation, mit allgemeiner Anarchie und einem neuen Barbarismus bedrohen und gerade dadurch den endlichen Triumph des russischen Panslavismus, als des einzigen Retters der Gesellschaft vom völligen Untergang, beschleunigen. Das ist nicht nur unsere, sondern die Befürchtung der besten und weisesten Männer, die auf dem Schauplatze der Begebenheiten selbst leben und jene Verhältnisse besser kennen, als die meisten unserer amerikanischen Politiker und Zeitungsredacteure. Wahre bürgerliche und religiöse Freiheit ist der größte Segen, religions- und sittenlose Zügellosigkeit aber der größte Fluch, der eine Nation befallen kann. Vor solchem Uebel möge Gott Europa und Amerika in Gnaden bewahren.

Bücherschau.

Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Stuttgart und Tübingen. Cotta'scher Verlag, 1850.

Unter allen christlichen Confessionen hat keine einen so tiefen und reichen Schatz religiöser Poesie aufzuweisen, als die evangelische, besonders die lutherische Kirche von Deutschland. Die Reformation hat die nationalen Zungen gelöst und die Herzen zum Lob und Preis für die Wohlthat des Evangeliums aufgeschlossen, welches das unerschöpfliche Thema für den Gesang der Ewigkeiten bilden wird. Wie unter den warmen Strahlen der Frühlingssonne zahllose Blumen dem Erdreich

entsprießen, so sind im 16ten und 17ten Jahrhundert aus dem neugepflügten Acker der Kirche jene heiligen Lieder und Choräle hervorgewachsen, die seitdem Tausenden und Millionen nächst dem Worte Gottes am meisten Erbauung, Trost und Friede bereitet haben und auch in künftigen Zeiten bereiten werden, wo nur die deutsche Zunge ertönt. Zwar hat der Wintersturm des Rationalismus und Indifferentismus im 18ten und Anfang des 19ten Jahrhunderts dieses herrliche Blumenfeld mit Schnee und Eis bedeckt; aber vor dem neu erwachten Glaubensleben der letzten Jahrzehnte ist diese kalte Decke großentheils geschmelzen, und die Blumen haben wieder angefangen, ihr Haupt emporzurichten und ihren Wohlgeruch rings umher zu verbreiten.

Unter den verdienstvollen Männern, welche seit etwa 20 Jahren dem deutschen Publikum den unerschöpflichen Liederschatz der Vorzeit wieder zugänglich gemacht und die erbärmlichen rationalistischen Verwässerungen verdrängt haben, nimmt Albert Knapp, Einer der begabtesten und fruchtbarsten, ja zu seinem Nachtheil nur zu fruchtbare Dichter der neueren Zeit, eine hervorragende Stelle ein. Zwar stand er in der ersten Ausgabe noch selbst viel zu sehr unter dem Einfluß eines unkirchlichen Zeitalters, und obwohl seiner theologischen Ueberzeugung nach nichts weniger als ein Rationalist, hat er doch viele der schönsten und kraftvollsten Lieder, auch wo gar kein hinlänglicher Grund vorhanden war, willkührlich und mit rein subjectivem Belieben modernisirt und dadurch viele der frömmsten und einsichtigsten Freunde der deutschen Kirchenpoesie tief verwundet. Der Dichter Knapp ist viel zu sehr unter dem Einfluß der Phantasie und des Gefühls, um ein genauer und scharfer Kritiker zu sein. Allein für dieses Verfahren, der manchen als ein Frevel an dem Eigenthum der Kirche erschien, ist er von verschiedenen Seiten her so scharf mitgenommen worden, auch sind seit der ersten Auflage so viele andere tüchtige hymnologische Werke erschienen, daß er mit ehrenwerther Bescheidenheit und Selbstverläugnung sich nochzeinmal an's mühsame Werk gemacht und nun dem Publicum eine gänzlich umgearbeitete Auflage des Werkes geliefert hat. Obwohl auch hier noch nach unserem Geschmack zu viele unnöthige Veränderungen stehen geblieben sind, so steht sie doch weit über der ersten Auflage und hat diese für kritische Zwecke gänzlich unbrauchbar gemacht. Er selbst gesteht Vorrede S. 11: „Daß ich bei jenem Buche vielfach zu subjectiv, oft in heller Freudigkeit, zu Werke gegangen bin und hundertmal über die Schnur gehauen habe, bekenne ich gerne und mit herzlicher Beschämung; denn kein Christ soll sich weigern, seine Fehler zu gestehen und zurückzunehmen... Noch weiter bekenne ich, daß ich in manchem pedantisch war und sowohl in der Form als in der Auswahl der Lieder selbst theils zu puristisch, theils mit allzuängstlicher Rücksicht auf die kirchlichen Versmaaße zu Werke ging." Ueberhaupt ist die neue Ausgabe in jeder Hinsicht eine verbesserte zu nennen, wenn sie auch noch vieles zu wünschen übrig läßt. Sie enthält in 7 Büchern 3067 Lieder, die aus einer Masse von 80—100,000 Nummern ausgewählt sind und von nahe an 600 verschiedenen Dichtern herrühren. Denjenigen, welche einen Mittelweg zwischen willkührlicher Verbesserungssucht und pedantischem Festhalten an allen alten Formen verziehen und zunächst bloß erbauliche Zwecke im Auge haben, wird unter den größeren hymnologischen Werken diese zweite Ausgabe des Knappischen Liederschatzes am meisten anzurathen sein, während diejenigen, welche auf das authentische Original zurückgehen wollen, besser thun, sich das „Deutsche Kirchenlied" von Wackernagel, dessen Ausgabe von Paul Gerhard und ähnliche Werke anzuschaffen.

Achtundzwanzig Evangelische **Confirmationsscheine** mit Bibelsprüchen und Liederversen und mit biblischen Bildern und Randzeichnungen ausgewählt und geordnet von Friedrich Ahlfeld, Pastor zu St. Laurentii in Halle a. d. S., lithographirt und herausgegeben von Leopold Gast. St. Louis, Mo. Verlag von L. Gast. Preis 1 Dollar.

Inhalt und Zweck dieser Confirmationsscheine, für deren Zusendung wir dem Herrn Verleger verbindlich sind, erklärt der obige Titel hinlänglich, und wir können sie nach aufmerksamer Durchsicht allen deutschen Predigern mit gutem Gewissen als entschieden evangelische und sehr passende Erinnerungszeichen an den wichtigen Tag der Confirmation empfehlen. Alles was geeignet ist, diesen schönen ehrwürdigen Gebrauch der deutschen Kirche recht feierlich zu machen und dem Andenken der Jugend dauernd einzuprägen, verdient ermuntert und unterstützt zu werden. Wir haben an diesen Scheinen bloß auszusetzen, daß in den Schlußworten das Wort „Beichtvater" vorkommt, welches in diesen puritanischen Regionen als „papistisch" vielfach Anstoß erregen möchte und daher besser durch das keiner Mißdeutung ausgesetzte „Pastor" oder „Lehrer" oder „Seelsorger" ersetzt würde.

Christliche Dogmatik. Von J. H. A. Ebrard, Doctor und ordentlicher Prof. der reform. Theologie zu Erlangen. Erster Band. Königsberg bei Unger, 1851.

Dr. Ebrard ist ohne Frage Einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Theologen der jüngeren Generation und Einer der treusten und thätigsten Repräsentanten des deutsch reformirten Standpunktes in seiner neueren Gestaltung. Von diesem Standpunkte aus ist auch diese Dogmatik geschrieben, wovon einstweilen der erste Band erschienen. Ein ausführlicheres und abschließendes Urtheil über ein solches Werk wird besser verschoben, bis dasselbe im zweiten Bande vollendet vorliegt. Jedenfalls gibt es sich trotz vieler Ausstellungen, die wir im Ganzen und im Einzelnen bei einer eingehenden Recension zu machen hätten, schon auf den ersten Anblick als ein Product gediegener Wissenschaft, gründlicher Forschung und entschieden evangelisch-christlicher Haltung kund und ist nebst der noch nicht vollendeten, mehr speculativ angelegten Dogmatik Liebners und der compendiösen, aber höchst geistvollen Dogmatik Martensens wohl das Bedeutendste, was die letzten Jahre auf diesem Gebiete erzeugt haben und dient zugleich den letzteren Werken zur Ergänzung theils durch die Verschiedenheit der Methode und Behandlung, theils durch die Differenz des theologischen Standpunktes, welcher, wie schon bemerkt, im Wesentlichen reformirt ist, während Liebner und Martensen einer überwiegend lutherischen Weltanschauung zugethan sind, so jedoch, daß alle drei doch zugleich den einseitigen Standpunkt des früheren Confessionalismus hinter sich haben und der unirten Strömung der Theologie angehören; denn die unirte evangelische Richtung ist in verschiedenen Modificationen ohne alle Frage die Theologie der deutschen Gegenwart und der deutschen Zukunft und hat zugleich bei weitem am meisten Aussicht, einen anregenden und befruchtenden Einfluß auf den französischen, holländischen, englischen, schottischen und amerikanischen Protestantismus auszuüben, bei dem ja bekanntlich die Namen Neander, Tholuck, Hengstenberg, Olshausen, Ullmann, Müller, Nitzsch, Twesten, Dorner, Rothe, Lücke, Bleek u. s. w. bereits im größten Ansehen stehen. In der Christologie bekennt sich Ebrard in der Vorrede entschieden zur reformirten Kirche und zwar sonderbarer Weise aus Abneigung gegen den Nesterianismus, den man ihr sonst häufig von lutherischer Seite vorgeworfen hat; in der Prädestinationslehre dagegen sagt er sich ebenso entschie-

den vom Calvinismus los (der in diesem Punkte in der deutschen Nationalität bekanntlich nie durchdringen konnte,) und erklärt sich für einen Anhänger Melanchthons (dessen Synergismus aber eben doch auch nur ein unvollkommener und wissenschaftlich ungenügender Vereinigungsversuch der göttlichen Gnade und menschlichen Freiheit ist;) in der Abendmahlslehre findet er bei beiden Confessionen eigenthümliche Wahrheitsmomente vertreten, und in der Eschatologie hält er die ganze Theologie der Reformationszeit für unvollkommen oder, wie er sagt, „ungeboren" und einer weiteren Entwicklung bedürftig. Die Darstellung ist sehr gewandt, fließend, energisch und klar, aber wie bei allen anderen Ebrardschen Schriften, zu breit, unnütz überladen mit fremden Ausdrücken, läßt die subjective Persönlichkeit des Schriftstellers zu sehr hervortreten und mangelt jener Proportion, tiefen Ruhe, Feile und Abrundung, welche einem classischen Werke unentbehrlich sind, sich aber von einem Theologen unmöglich erwarten lassen, der umfassende kritische, exegetische und dogmatische Werke in so rascher Aufeinanderfolge erscheinen läßt.

Kirchenchronik.

Elberfeld. Der deutsche Kirchentag. — Die Berl. Allg. Kztg gibt folgenden Bericht über den vierten deutschen Kirchentag, den wir später durch weitere Nachrichten über die Verhandlungen selbst zu ergänzen gedenken. „Der angekündigte „Vierte evangelische Kirchentag" ist im September nach Anleitung des mitgetheilten Programmes hier abgehalten worden. Von außen waren gegen 600 Theilnehmer gekommen, hier wurden gegen 2500 Eintrittskarten für die Kirche ausgegeben. Seitdem die Männer, welche dieß Unternehmen angeregt haben, auf die Erreichung eines praktischen Erfolges, namentlich der Anfangs vorangestellten Konföderation, verzichtet haben, sind die jährlichen Versammlungen in die Reihe jener öffentlichen Vorträge und Besprechungen über kirchliche Gegenstände eingetreten, welche sich nur durch die größere oder geringere Menge der Besucher unterscheiden. Wenn nun auch die Elberfelder Versammlung, die im nächsten Jahre in Bremen sich treffen will, in dieser Beziehung, so wie durch die Organisation eines Central-Ausschusses und die Verbindung mit dem Verein für innere Mission, unbestritten den ersten Platz in Deutschland einnimmt, so ist doch ihre äußere Bedeutung und Einwirkung nicht gleich hoch anzuschlagen, da ihr das Ansehen der geschlossenen Partei fehlt und somit ihre Aeußerungen nur den freien Privatmeinungen beitreten, welche das Ihrige versuchen, die öffentliche Meinung zu bestimmen und zu leiten.

Geh. Oberregierungsrath v. Bethmann-Hollweg erstattete als Vorsitzender des engeren Ausschusses Bericht über die Geschäftsführung während des verflossenen Jahres. Am 12ten Jan. d. J. sei an alle deutschen Regierungen ein Schreiben in Betreff der Sonntagsheiligung erlassen. Es sei darin die Bitte ausgesprochen, nicht die Heiligung des Sonntags zu erzwingen, sondern den nöthigen Schutz zu

gewähren, damit der Kirche in ihrer Gesammtheit und dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben werde, den Tag des Herrn zu heiligen; es sei besonders gebeten, daß bald Verordnungen zum Schutze erlassen werden möchten. Auf dieses Schreiben sei eine bedeutende Anzahl von Antworten erfolgt, z. B. aus Braunschweig, aus Meiningen, Hannover, Württemberg u. s. w. In allen spreche sich die Ueberzeugung aus, daß es hohe Zeit sei, gegen die Sabbathschänder einen Damm zu bauen, und es sei daher Hoffnung, daß diese Angelegenheit einen gedeihlichen Fortgang nehmen werde. — Es sei weiter im Namen des Kirchentages ein Aufruf an's deutsche Volk, ebenfalls die Sonntagsheiligung betreffend, erlassen; dieser Aufruf sei vom Prälaten Kapff aus Stuttgart verfaßt und in vielen tausend Exemplaren verbreitet. — Auf dem vorigen Kirchentag sei die Form des Eides mit Beziehung auf die in den Grundrechten festgestellte Eidesformel besprochen. Es sei damals als wichtig erschienen, auch hier die Gewissen in Schutz zu nehmen, und beschlossen, ein Schreiben an die deutschen Regierungen zu erlassen; dieser Beschluß sei in Ausführung gebracht. Auch auf dieses Schreiben seien Erwiederungen eingegangen, wenn auch nicht in so großer Zahl, welche zum Theil tief eingehende Erörterungen über die Sache enthielten. Sachsen-Altenburg und Weimar hätten erklärt, daß bei ihnen kein Anlaß zu Aenderungen sei; mehrere andere Regierungen hätten hervorgehoben, daß die allgemeine Eidesformel schon längst vor der Nationalversammlung ohne Anstoß gebraucht sei. Hamburg dagegen habe eine Aenderung nicht als nothwendig anerkannt. (Aus einzelnen dieser Antwortschreiben wurden Bruchstücke vorgelesen.) — Der engere Ausschuß sei ferner beauftragt, den Druck und die Vertheilung der vorjährigen Verhandlungen zu veranlassen. Der Auftrag sei ausgeführt. Die Verhandlungen seien gedruckt und besonders den höchsten kirchlichen Behörden Deutschlands zugeschickt, mit dem Ersuchen, praktische kirchliche Fragen, deren Verhandlung man wünsche, für den dießjährigen Kirchentag zu bezeichnen. Fast von allen Behörden seien auf diese Zuschrift eingehende Antwortsschreiben eingelaufen. Auf den letzten Wunsch seien allerdings nur wenige eingegangen. Die Kirchenbehörde Württembergs habe den Wunsch ausgesprochen, daß die Organisation der Kreis- und Diözesansynode besprochen werden möge und der engere Ausschuß habe um deßwillen diese Frage in das Programm der dießjährigen Versammlung aufgenommen. Von Sachsen-Meiningen aus sei eine ganze Reihe der interessantesten Fragen bezeichnet; das deßfällige Schreiben sei zu spät eingegangen, um es noch für dießmal zu berücksichtigen; der Ausschuß behalte es sich aber vor, einzelne dieser Fragen der Versammlung später zur Verhandlung zu stellen. Oldenburg habe darauf aufmerksam gemacht, man möge den Grundgedanken des Kirchentags, den Kirchenbund, die Verbindung der amtlichen Organe der verschiedenen Landeskirchen, nicht aus den Augen verlieren. Erfreulich sei es, daß zum ersten Mal auch aus Oestreich eine evangelische Stimme an den Kirchentag ergangen sei; das k. k. Konsistorium der lutherischen und helvetischen Konfession habe ein Schreiben an den engeren Ausschuß gerichtet. Der Referent wies darauf hin, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, daß dem Kirchentage eine steigende Aufmerksamkeit zugewendet sei. „Nicht, als ob wir etwas wären," sagte er, „wir sind nur ein Mittel in der Hand des Herrn, sein geistliches Haus zu bauen; auch nicht, als ob das Heil der Kirche vom den Hohen und Mächtigen abhängt; aber es ist ein wichtiges Amt, welches in die Hände der höchsten Kirchenbehörden gelegt ist, und es ist eine Freude, daß der Geist des Glaubens je mehr in ihnen wirkt und offenbar wird." Der Referent berichtete darn über das, was geschehen sei, um die allgemeine Aufgabe, den Kir-

chenbund, zu fördern. Er habe in Stuttgart gesagt, es scheine die Verwirklichung ferner, als je; er schäme sich des Wortes und des Kleinglaubens, aus dem es geflossen; der Herr selbst habe ihn beschämt. Schon in Stuttgart sei ein kleiner Kreis von solchen, welche am Kirchenregimente Theil hätten, zu Besprechungen zusammengetreten. In Frankfurt a. M. habe eine Zweigversammlung die Sache berathen und zwei Punkte festgestellt: 1. Es sei wünschenswerth, daß die höchsten kirchlichen Behörden der deutschen Länder amtlich regelmäßig jährlich an einem deutschen Orte zusammenträten, um unverbindlicherweise sich über kirchliche Maaßregeln zu einigen. 2. Es sei wünschenswerth, daß ein theologisches Organ gegründet werde, in welchem alle kirchlichen Verfügungen und Erlasse aller deutschen Länder, sofern sie von allgemeinerem Interesse wären, zusammengestellt würden. — Es sei Hoffnung, daß vielleicht bald etwas der Art zu Stande komme; daneben würde der Kirchentag in der freieren Form fortbestehen."

Deutsche Universitäten. — Im verflossenen Sommer lehrten auf 27 deutschen Universitäten*) 1586 akademische Lehrer, nämlich 816 ordentliche Professoren, 330 außerordentliche, 37 Honorarprofessoren und 403 Privatdozenten (nicht mit inbegriffen sind 134 Sprach- und Exerzitienmeister, Fecht- und Tanzmeister ꝛc.). Die wenigsten Dozenten befinden sich: in Münster (18), Olmütz (22), Innsbruck (26), Graz (32), Bern und Basel (je 33), Rostock (38); dagegen zählen die meisten Lehrer: Berlin (167), München (102), Leipzig und Göttingen (je 100), Prag (92), Bonn (90), Breslau (84), Heidelberg (81), Tübingen (77), Halle (75), Jena (74). — Auf den 27 Universitäten studirten im Ganzen 16,074, nämlich 14,404 Immatrikulirte und 1670 Nichtimmatrikulirte; davon kamen auf Berlin 2199, München 1817, Prag 1204, Bonn 1026, Leipzig 846, Heidelberg 624, Graz 611, Jena 434, Gießen 409, Freiburg 403, Erlangen 402, Olmütz 396, Königsberg 332, Münster 323, Marburg 272, Innsbruck 257, Greifswald 208, Zürich 201, Bern 184, Rostock 122, Kiel 119, Basel 65. Die Mittelzahl der immatrikulirten Studenten an einer Universität ist 533. Diese Mittelzahl überschreiten nur 11 Universitäten, während 16 sich unter ihr halten.

Dazu fügen wir ein specielles Verzeichniß der theologischen Fakultäten.

I. Katholisch-theologische Fakultäten:

München	279	Studenten;	44	Ausl.	Tübingen	152	Studenten; 31 Ausl.
Breslau	211	„	3	„	Olmütz	137	„ — „
Bonn	196	„	12	„	Graz	100	„ — „
Prag	188	„	3	„	Würzburg	86	„ 1 „
Münster	186	„	24	„	Gießen	1	„ — „
Freiburg i. B.	169	„	52	„			

Es studiren also katholische Theologie auf 11 Universitäten 1735; die Mittelzahl 157 wird von 6 Universitäten überschritten.

II. Protestantisch-theologische Fakultäten:

Halle	338	Studenten;	56	Ausl.	Gießen	61	Studenten; 3 Ausl.
Berlin	184	„	40	„	Breslau	59	„ 1 „
Erlangen	170	„	40	„	Heidelberg	47	„ 7 „
Leipzig	168	„	41	„	Königsberg	45	„ — „
Tübingen	147	„	29	„	Zürich	29	„ 2 „
Göttingen	124	„	38	„	Kiel	26	„ — „
Jena	85	„	21	„	Bern	23	„ — „
Bonn	77	„	34	„	Greifswald	22	„ — „
Marburg	74	„	1	„	Rostock	18	„ 3 „

Es studiren also protestantische Theologie auf 18 Universitäten 1697; die Mittelzahl 94 wird von 6 Universitäten überschritten. [B. A. Ktztg.

*) Wir verstehen darunter die Universitäten „deutscher Zunge." Mit Wien beträgt die Summe derselben eigentlich 28; da wir aber von Wien keine näheren Angaben haben, als daß auf der dortigen Universität 108 Lehrer docirten, so lassen wir diese Hochschule ganz weg.